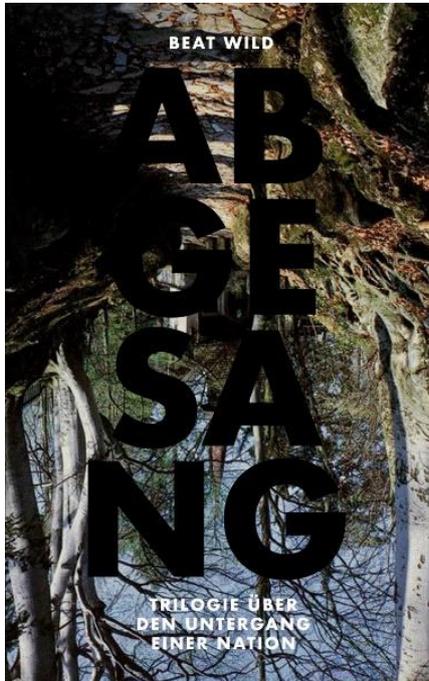


Neues vom Autor Beat Wild



<mailto:bueroservice@ggz.ch> <bueroservice@ggz.ch>

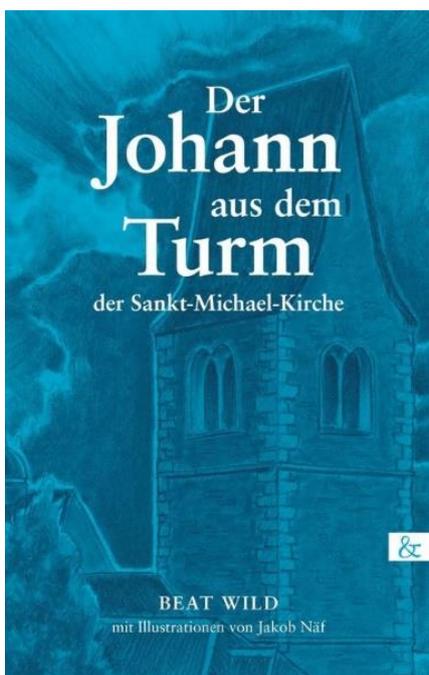
ISBN: 978-3-033-09159-7

20.-



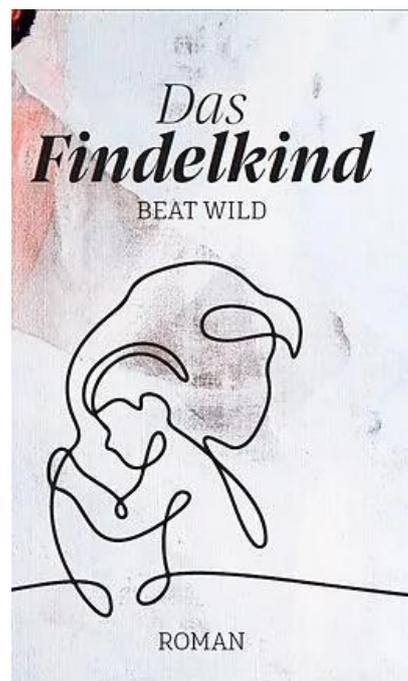
<https://www.bod.de/buchshop/lisha-beat-wild-9783756211784>

ISBN: 978-3-756-21178-4



<https://www.buchmedia-publishing.com/buchshop/belletristik/>

ISBN: 978-3-95780-258-3

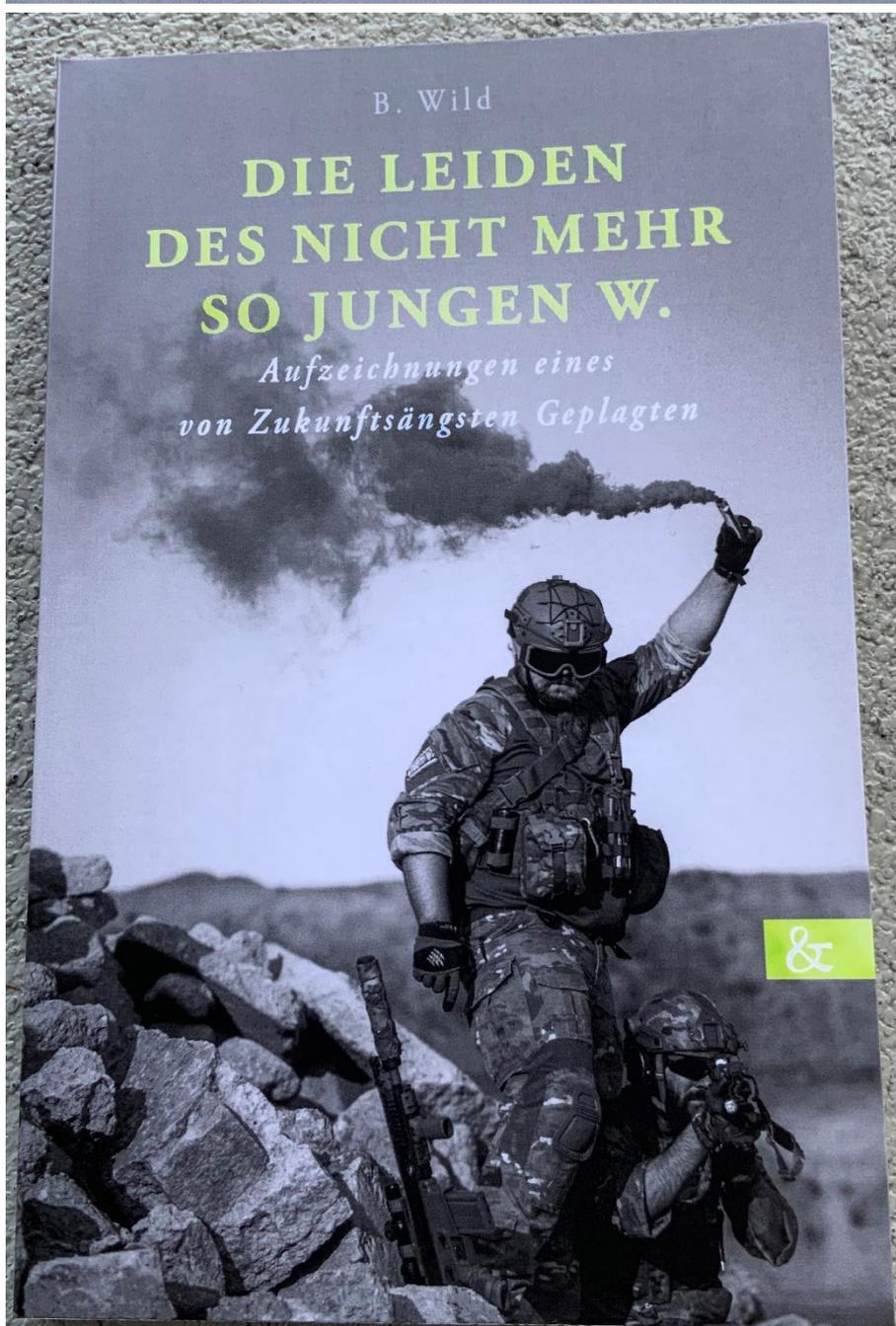


https://www.landtwingverlag.ch/store/p45/Das_Findelkind.html

ISBN: 978-3-03808-045-9

Nach „American Ways of Life“, in englischer Sprache; nun drei Kurzgeschichten in deutscher Sprache. Nicht gerade Weihnachtlich. Aber es musste raus.

Drei Geschichten, zwei verwandt, eine davon unmöglich. Was allen dreien gemeinsam ist: Sie erzählen von grossen Übeln unserer Zeit – Nationalismus, Separatismus und Größenwahn sowie die Folgen daraus.

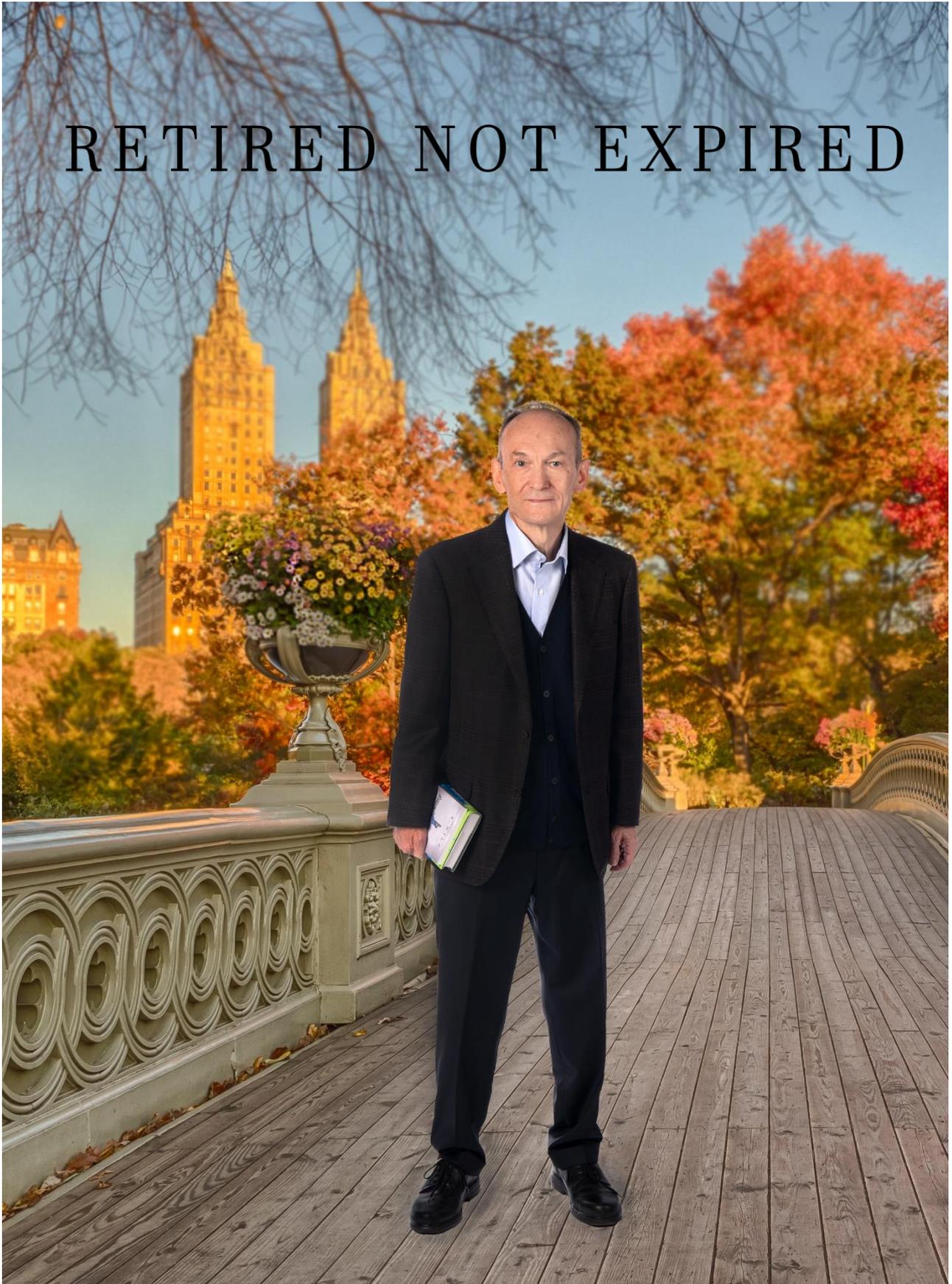


buch & media
www.buchmedia.de

ISBN: 978-3-95780-220-0



RETIRED NOT EXPIRED



er

er hat schon durch die schichten seiner mutter ihres körpers mitbekommen
dass dies keine welt ist für ihn zu bleiben
zu laut und wüst und wütend waren die stammtischgespräche
über den zustand dieser welt

er hat die wärme und sicherheit seiner mutter ihres körpers verlassen
hat in das gesicht der hebamme geblickt
darin die qualen der irdischen existenz geschrieben gesehen
weigerte sich zu atmen

der berufsstolz des doktors doch liess es nicht zu
ihn wieder gehen zu lassen
so schlug er ihm aufs hinterteil
solange bis er weinen musste
und deshalb atmen

hier war er
ist er
musste bleiben
wurde krank

ein keuchhusten fand den weg in seine wiege
wekte hoffnung wieder gehen zu dürfen
indes

die kunst der medizin liess es nicht zu
der wille anderer ihn auf erden festzuhalten

hier war er
ist er
musste bleiben
wollte nicht gesunden

wurde in ein kinderheim gegeben
er hat den schlafräum mit anderen kränkelnden kindern geteilt
ihn für das vorzimmer zum jenseits gehalten
auf einlass gewartet
vergeblich

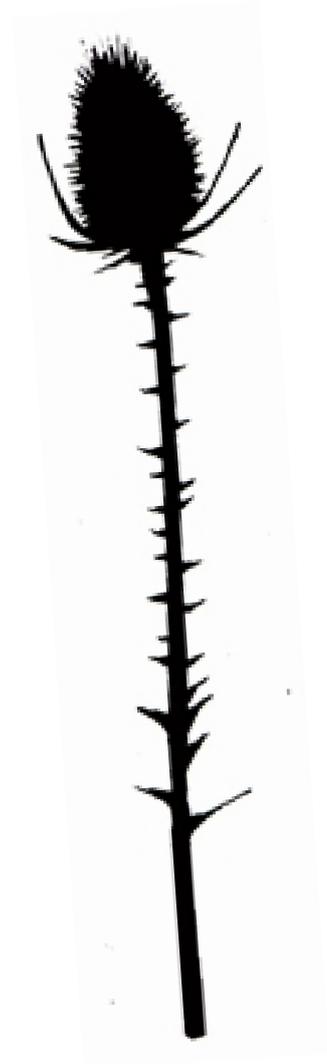
er hatte sich getäuscht
hier war er
ist er
musste bleiben
war untröstlich

tat seinen unmut lautstark kund
hat geschrien tag und nacht
nachbarn und behörden auf sein unglück aufmerksam gemacht
umsonst

sein leiden wurde ignoriert
er

als schreihals taxiert
hier war er
ist er
musste bleiben
weiter leiden

er hat zur kontrolle ins spital gemusst
hat nochmals hoffen dürfen
doch noch zurück ins jenseits zu gelangen
es wurde ein herzfehler festgestellt bei ihm
er hat gewartet
auf den abschied
hat sich benommen
wollte keinen schlechten eindruck hinterlassen



es hat sich nicht gelohnt
das problem wurde als nicht ernst befunden
hier war er
ist er
musste bleiben
konnte es nicht vermeiden

musste in den kindergarten
er hat ihn als qual empfunden
als strafe
für seinen unwillen auf erden zu verweilen
hat sich geweigert mit zu tun
es abgelehnt
die obligate milch zu trinken
grad weil ihm gesagt wurde sie sei gesund
wichtig für sein gedeihen
er ist nichtsdestotrotz gediehen
hier war er
ist er
musste bleiben
sträubte sich dagegen

erzwang einen weiteren krankenhausaufenthalt
beschloss
auf dem weg wo er gekommen war
wieder zu gehen
inszenierte ein theater
vergeblich
er wurde durchschaut
seine inszenierung ihm zum schaden
wo er schon einmal im krankenhaus sei
wurde ihm gesagt
würde man ihm halt einfach den blinddarm entfernen
so
dass er sich dereinst nicht entzünde
sein leben gefährde
hier war er
ist er
musste bleiben
suchte weiter

den weg ins jenseits zurück
lief weg von zuhause
er glaubte unterstützung gefunden zu haben
eine freundliche stimme fragte
wo er den zuhause sei
er hat gesagt im jenseits
wurde bei der hand genommen
zur polizei gebracht
von dort nach hause
hier war er
ist er
musste bleiben
zermarterte sich den kopf

wollte nicht begreifen
dass sein zuhause hier sein soll
musste zur schule
um das verstehen zu lernen
die lehrerin hat sich seiner angenommen
hat verständnis gezeigt



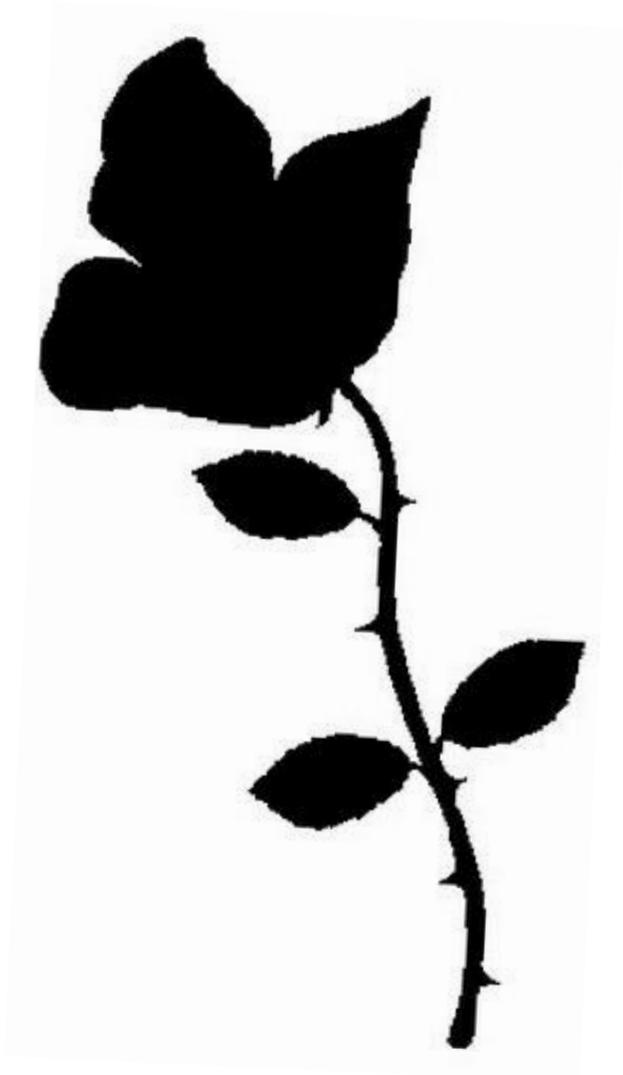
viel liebe
unendliche geduld
sie muss ein engel sein
gesandt vom himmel
um ihn abzuholen
hat er sich gedacht
er irrte
sie war gesandt von erden
sollte ihn aufs leben vorbereiten
 hier war er
 ist er
 musste bleiben
 zerbrach sich weiter den kopf
musste weiter zur schule
weiter leiden
der neue lehrer war ihm gar nicht zugetan
hat ihn bis aufs blut gequält
er hat es hingenommen
dachte
warum nicht
wenn es nur kurz weh tut
er dafür zurück ins jenseits darf
er durfte nicht
der schmerz hielt an
die qualen
 hier war er
 ist er
 musste bleiben
 knickte ein
wurde zu nonnen ins heim gegeben
kam dem jenseits wieder näher
er hat dreimal die woche die kirche besucht
zweimal die woche den religionsunterricht
hat sich nicht daran gestört
wurd er doch gründlich vorbereitet
auf das dasein
nach dem leben
schöpfte neue hoffnung
vergeblich
es durfte nicht sein
die hoffnung zerrann
er musste nachhause
 hier war er
 ist er
 musste bleiben
 wusste weder ein noch aus
gab sich geschlagen
er hat sich unangepasst angepasst
zeigte wille
gab sich mühe
strengte sich an
brachte die primarschule hinter sich
er hat nichts gehabt davon
es hat ihm nichts gebracht
nur die erkenntnis
das mühe geben sich nicht lohnt
zu nichts führt
ausser schulterklopfen



akzeptanz
 hier war er
 ist er
 musste bleiben
 blieb
 machte weiter in der oberstufe
 er hat sich ziellos ins lernen verkrochen
 in der freizeit in seinem unglück gesuhlt
 ist in melancholie versunken
 hat sich darin eingerichtet
 als wärs seiner mutter leib
 hat sich wohl gefühlt darin
 wäre gerne verblieben
 die normen aber liessen es nicht zu
 er wurd erneut zur welt gezwungen
 hier war er
 ist er
 musste bleiben
 geboren in die erwachsenenwelt

eine frühgeburt wie sich zeigte
 nicht überlebensfähig
 schon gar nicht in der welt der arbeit
 er versagte
 wusste weder aus noch ein
 flüchtete sich ins träumen
 in illusion–
 von krankheit
 hoffnung
 jetzt gehen zu dürfen
 parasit für nichts zu gebrauchen
 –erwachte daraus

 hier war er
 ist er
 musste bleiben
 war auf sich gestellt
 musste zu sich selber schauen
 selber entscheiden
 wusste nicht wie
 entschied sich nichts zu tun
 nichts von belang
 hat sich mit vermeintlich unwichtigem beschäftigt
 hat gefallen gefunden daran
 spass sogar
 befriedigung
 fand den weg ins leben
 und daraus
 einen lustvollen
 befriedigenden
 wenn auch langen
 einen jedoch wert zu bleiben
 hier war er
 ist er
 möchte nicht mehr weg



https://www.youtube.com/watch?v=_chTPQFJ7ng&feature=youtu.be



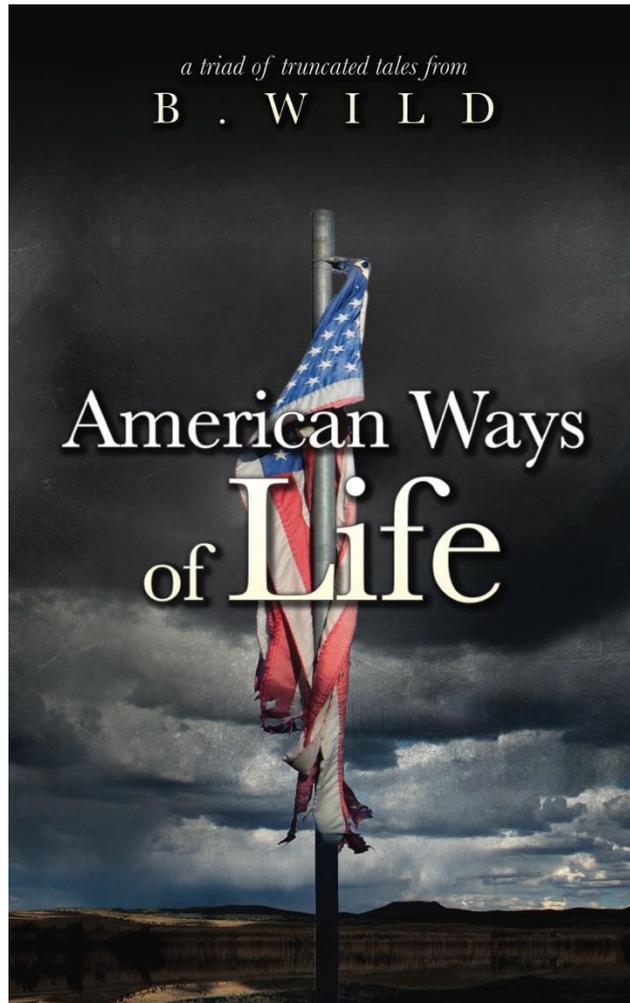
Do You Remember

B. Wild

Neues von B. Wild

B. Wild, born 1955, learned the English Language and concluded with the Cambridge Certificate of Proficiency in English. He completed some courses at the Open University (UK), which led him to writing. He lives in Switzerland. Since 2017 he works as a freelance author. His debut novel *Fateful Encounters* was released in 2014

Der Autor B.Wild erinnert sich an seine Anfänge und veröffentlicht seine zweite Arbeit in englischer Sprache, den Kurzgeschichtenband *American Ways of Life*.



ISBN: 978-3-033-07787-4 (print)

ISBN: 978-3-033-07788-1 (eBook)

<https://www.barnesandnoble.com/w/american-ways-of-life-b-wild/1136827136?ean=9783033077874>

Die Leiden des nicht mehr so jungen W.

Aufzeichnungen eines von Zukunftsängsten geplagten.



Leiden 1 Istanbul, Café Europa

Leiden 2 Warten auf BAM

Warten auf BAM

„Ein Herr Li möchte zu Ihnen, Herr Professor. Soll ich ihn hereinlassen?“

„Nein! Ich komme hinauf.“

„Es ist sehr kalt draussen.“

„Es ist kalt hier unten. Ich bin es gewohnt.“

Professor Wang legt seine Handflächen auf eine Glasplatte, schaut gleichzeitig in eine Kamera. Der Portier bestätigt die Identifikation, indem er es ihm gleichtut. Die Türe zur Schleuse geht auf. Die Prozedur wiederholt sich und die Türe nach draussen öffnet sich. Es ist früh am Morgen und noch dunkel, Herr Li nur eine schwarze Gestalt im unbeleuchteten Eingangsbereich. Herr Li nickt Professor Wang zu, nimmt die Hände aus den Manteltaschen und legt wortlos ein kleines Päckchen in die ausgestreckte Hand des Professors. Herr Li verbeugt sich, dreht sich um und geht. Professor Wang geht ihm nach, sagt, als er ihn eingeholt hat: „Sie haben versagt.“

„Wir konnten nicht wissen, dass das Fleisch verdorben ist“, sagt Herr Li, ohne sich umzudrehen.

„Ich will, dass Sie die Sache im Auge behalten. Ich will wissen, wenn sie eine unerwünschte Entwicklung nimmt“, sagt Professor Wang. „Ich will wissen, was vor sich geht vor Ort. Ich mache Sie persönlich dafür verantwortlich.“

Herr Li dreht sich um, nickt leicht, macht eine Verbeugung und will gehen.

„Und bereiten Sie die Rückkehr des Hilfsarbeiters vor“, sagt Professor Wang.

„Wäre es unter den momentanen Umständen nicht vielleicht besser, wenn wir den Hilfsarbeiter nicht zurückschicken würden, wenn wir warten würden, bis sich die Sache gelegt hat?“, sagt Herr Li.

„Es ist nicht an Ihnen, mir zu sagen, was besser ist oder nicht“, sagt Professor Wang. Er erschrickt ob der Lautstärke seiner eigenen Worte. Er sagt leiser, jedoch mit Nachdruck: „Ich lasse mir mein Projekt nicht kaputtmachen, von niemandem.“

„Entschuldigung“, sagt Herr Li, „ich meine nur –“

„Sie haben auch nichts zu meinen“, zischt Professor Wang. „Das steht Ihnen nicht zu. Einem Versager wie Ihnen schon gar nicht. Es gibt nur eine Meinung hier. Ich entscheide. Ich habe das Sagen. Ich allein“, sagt er und schaut mit weit geöffneten Augen in den mondlosen Himmel. Er flüstert: „Nichts, aber auch gar nichts wird mich hindern.“ Professor Wang geht und lässt Herrn Li in der Kälte stehen.

„Ich werde aus dir etwas ganz Besonderes machen“, sagt Professor Wang mit Blick auf die kleine Pralinenschachtel in seinen Händen, eingepackt in goldenes Geschenkpapier. Er zieht zärtlich an der nachtblauen Samtschleife mit den rosa Kirschen darauf und meint: „Ein Geschenk – von mir an die Welt.“

Die Buchstaben B, A und M stehen in Schönschrift auf dem Glasschälchen geschrieben. Darin bewegt sich etwas. Professor Wang hüpfte das Herz, seine Augen leuchten, er spürt, wie ein Gefühl von Allmacht über ihn kommt, wenn er durch das Elektronenmikroskop auf das Resultat seiner Bemühungen schaut. Er sieht abrupt vom Mikroskop auf und blickt entrückt zur Decke, als sehe er durch sie hindurch in den Sternenhimmel. Er sieht die Szene aus der abendländischen Geschichte vor seinem geistigen Auge und lacht laut auf. „Die Eva aus der Rippe von Adam“, kommt es schallend aus seinem Mund, „die Eva aus der Rippe von Adam“, immer und immer wieder. Er steigert sich in ein Hohngelächter, das dann jäh abbricht. Er nimmt das Glasschälchen unter dem Mikroskop hervor und hält es ins Licht. Er sagt, den Blick erneut nach oben gerichtet: „Es gibt nur einen Schöpfer, einen einzigen.“ Professor Wang stellt das Schälchen mit dem BAM-Geschöpf in die Gravitationsmaschine und gibt mit einer Pipette einen Tropfen Nährlösung dazu.

Ein schwarzer Hartschalenkoffer mit chinesischen Schriftzeichen aufgedruckt liegt flach auf dem Boden. Etwas darin bewegt sich; dann springt der Deckel auf. Eine junge Frau mit maskulinen Gesichtszügen und hellblondem, fast weissem kurzgeschnittenem Haar entsteigt dem Koffer. Sie trägt einen rosafarbenen Trainingsanzug und dazu passende hellblaue Turnschuhe; sie hat ein Schild in einer Plastikhülle um den Hals gehängt, mit einem Namen und einer Adresse darauf. Die junge Frau begibt sich mit zögernden Schritten zu einem der beiden Sessel am Fenster und setzt sich hin. Sie reibt sich das Gesicht und die Augen, spürt, wie langsam Leben Besitz von ihrem Körper ergreift. Sie schließt ihre Augen und horcht den Vorgängen in ihrem Innern. Es ist, als würde etwas in ihr ihre Körperfunktionen in Gang setzen, als ginge jemand durch ihren Körper hindurch wie durch Räume und würde Fenster und Läden öffnen, Licht und frische Luft hereinlassen. Die junge Frau öffnet ihre Augen wieder. In ihrem Kopf wird es hell. Sie nimmt langsam ihre Umgebung wahr: zwei Betten, eines davon unbenutzt; ein Schreibtisch mit Stuhl; ein rundes Beistelltischchen, zwei Flaschen Mineralwasser darauf; zwei bequeme Sessel, auf einem der beiden sitzt sie; eine Garderobe mit Schrank und, an der Wand daneben, ein mannshoher Spiegel. Alle Möbel sind aus demselben hellen Holz. Ein Hotelzimmer, registriert ihr Gehirn. Sie nimmt eine der beiden Mineralwasserflaschen und schraubt den Deckel ab, führt sie zum Mund. Auf einem Etikett am Hals der Flasche steht in mehreren Sprachen: Willkommen im Parkhotel. Sie versteht es auf Deutsch, Französisch und Chinesisch, wundert sich. Sie leert die Flasche in einem Zug, greift zu der zweiten Flasche und leert auch diese. Obwohl sie keinen Durst verspürt.

Die junge Frau erhebt sich von dem Sessel und geht zu den Betten, legt sich auf das unbenutzte. Sie möchte für einen Moment innehalten, die ersten Eindrücke verarbeiten; die neue Umgebung in sich aufnehmen, sich ihrer bewusst werden, wie sie es jedes Mal tut, wenn sie an einem neuen Ort ankommt. Sie schliesst die Augen und öffnet die Ohren, lauscht den Geräuschen in ihrer Umgebung. Sie vernimmt keine; hört nur ihren eigenen Herzschlag. Sie kann die Stille nicht ertragen, sie ist sie nicht gewohnt. Sie steht auf und öffnet das Fenster, lauscht den Geräuschen draussen. Sie kann keine hören. Sie hört nichts: keinen Verkehrslärm, keinen Baulärm, kein Geschrei von Kindern, nicht einmal das Bellen eines Hundes oder Vogelgezwitscher. Sie schliesst das Fenster wieder, geht im Zimmer auf und ab, öffnet das Fenster erneut und setzt sich hin, horcht, ob nicht doch etwas zu hören ist; steht gleich wieder auf und geht zum Telefon. Sie will die Rezeption anrufen, möchte zumindest das Rufzeichen hören – irgendetwas. Sie hört nichts, wieder nur Stille. Die Leitung ist tot. Sie nimmt die Fernbedienung des Fernsehers vom Nachttischchen und drückt die Einstelltaste. Nichts. Nichts tut sich. Der Bildschirm bleibt schwarz, die Lautsprecher bleiben stumm, nichts ist zu hören.

Sie setzt sich wieder hin, trommelt mit den Fingern auf das Beistelltischchen. Schneller, immer schneller, energischer, immer energischer. Schliesslich nimmt sie die beiden Mineralwasserflaschen in die Hände und schlägt sie gegeneinander. Heftiger, immer heftiger, bis eine der beiden Flaschen zerbricht. Die junge Frau steht auf und geht im Zimmer umher, spricht mit sich selbst, laut. Sie erschrickt ob ihrer eigenen Stimme, beginnt leise zu weinen, fasst sich gleich wieder. Sie bleibt vor dem Spiegel neben der Garderobe stehen und hält eine Ansprache, schreit einen imaginären Zuhörer an, der offensichtlich ständig auf das Display seines Mobiltelefons schaut. „Ich verlange Ihre Aufmerksamkeit“, schreit sie ihn an. „Ich will, dass Sie mir jetzt zuhören.“ Sie gerät in Rage, sagt: „Ich bin ... ich bin ... ich bin ...“ Sie verstummt. Wer bin ich?, fragt sie sich. Sie sieht im Spiegel das Schild um ihren Hals, liest, in Spiegelschrift, den Namen und die Adresse darauf, wundert sich, dass es ihr keine Schwierigkeiten bereitet, in Spiegelschrift zu lesen. Der Vorname auf dem Schild ist der eines Mannes. Ein Irrtum, denkt sie. Sie schaut auf das Etikett, das am Hartschalenkoffer angebracht ist. Es steht kein Name darauf, nur eine Adresse. „Bus- haltestelle Altstadt“ ist alles, was sie liest.

Die junge Frau verlässt das Zimmer, will zur Rezeption gehen, um die Sache zu klären. Es ist niemand am Empfang. Auch befinden sich keine Gäste in der Lobby. Die wuchtigen schwarzen Ledersessel sind leer, keine Menschenseele weit und breit. Sie schlägt auf die Klingel auf dem Tresen und wartet, doch niemand kommt. Sie versucht es erneut, immer und immer wieder. Verzweifelt; vergeblich. Es scheint niemand da zu sein. Sie möchte ausrufen: „Was ist denn das für eine Bedienung!“, doch ihre Stimme versagt. Die Worte bleiben ihr im Halse stecken. Es ist vergeblich, sagt eine Stimme in ihrem Innern. Da ist niemand, der dich hört.

Die junge Frau schaut sich um. Die Schiebetüre des Hoteleingangs steht weit offen. Sie tritt nach draussen. Es ist still, still wie in der Lobby, still wie in ihrem Zimmer. Selbst der Wind ist still. Kein Lüftchen geht. Nichts bewegt sich. Nicht einmal die Federn eines toten Vogels, der auf dem Vorplatz liegt, bewegen sich. Sie geht hin, sieht ihn an, sieht noch

mehr tote Vögel herumliegen. „Was ist denn mit euch passiert?“, hört sie sich fragen; fühlt Tränen in die Augen treten, unterdrückt sie, fängt sich gleich wieder. Sie geht zurück in die Lobby, setzt sich in einen der Sessel, versinkt im weichen Polster. Sie steht gleich wieder auf. Sie muss etwas tun; sie ist es nicht gewohnt, untätig zu sein. Die junge Frau schlägt wiederholt auf die Glocke am Empfangsschalter, um deren Klingelton zu hören. Auf dem Tresen der Bar neben dem Empfangsschalter steht ein Drahtkorb mit abgepackten Snacks. Sie bedient sich und setzt sich erneut in einen der Sessel. Sie reisst einige Packungen auf und isst Erdnüsse, Salzstangen und Chips durcheinander; genießt die Geräusche, die dabei entstehen. Auf dem Beistelltisch vor ihr liegt eine Zeitung. Die Titelseite zeigt das Bild eines alten Mannes. Die Überschrift lautet: „Wird er zurückkommen?“ Sie betrachtet für lange Zeit das Gesicht des alten Mannes. Es verwirrt sie; es erscheint ihr irgendwie vertraut. Ihr Unterbewusstsein sagt: Das bin ich. Ihr Verstand sagt: Nein, das kann nicht sein.

Die junge Frau steht auf und geht zur Bar, schaut in die verspiegelte Rückwand, blickt in das Gesicht einer jungen Frau, sieht das eines alten Mannes, des alten Mannes aus der Zeitung. „Nicht möglich“, sagt sie. Ihr Unterbewusstsein antwortet: Doch. Sie schaut auf das Schild um ihren Hals, liest erneut den Namen, die Adresse, zerbricht sich den Kopf und bricht dann auf. Bevor sie das Hotel verlässt, langt sie noch einmal in den Drahtkorb auf dem Tresen der Bar und nimmt ein Paar Packungen mit Snacks heraus und steckt sie ein.

Die junge Frau läuft in der Stadt umher, erkundet die Umgebung, schaut sich nach Leben um, nach jemandem, der ihr vielleicht weiterhelfen kann, sie vielleicht sogar kennt. Sie findet niemanden. Nur leere Strassen, leere Parkplätze, leere Gebäude. Die einzigen Wesen, denen sie begegnet, sind tote Vögel. Der einzige Mensch, den sie sieht, ist sie selbst, widergespiegelt im Glas von Schaufenstern und im Bild des alten Mannes auf Aushängen an Kiosken, mit der Schlagzeile in fetten Lettern: „Wird er zurückkommen?“ Es liest sich wie eine Drohung, die sich im Blick des alten Mannes wiederholt, ein Unheil ankündigt, das den Menschen hier bevorsteht.

Die junge Frau geht entlang eines Eisenbahnviadukts und gelangt so zum Bahnhof. Die riesige Glasfront des tortenstückförmigen Gebäudes kommt ihr bekannt vor. Sie glaubt, sie schon einmal gesehen zu haben, schon einmal hiergewesen zu sein. Auch der nahe Busbahnhof weckt Erinnerungen in ihr. Sie studiert die Streckenpläne der Busse, findet darauf die Bushaltestelle Altstadt, geschrieben wie auf dem Etikett am schwarzen Schalenkoffer, dem sie entstieg war. Sie beschliesst, die Bushaltestelle aufzusuchen, um herauszufinden, was es mit ihr auf sich hat. Sie geht den See entlang Richtung Altstadt. Das Wasser ist still, der Himmel ist blau, die Sonne strahlt – sie vermag jedoch nicht ihr Gemüt zu erhellen, wenn sie die Quaibrücke überquert. Auf dem See dümpeln tote Enten und Schwäne, dazwischen Pakete in transparenten Plastiksäcken, mit orangefarbenen Fallschirmen daran befestigt. Die junge Frau wundert sich, beschliesst, sie sich später anzusehen, und geht weiter zur nächsten Bushaltestelle. Sie erschrickt. Unter der Sitzbank im Bushäuschen am Postplatz liegt, tot, ein grosser schwarzer Hund. Sie bleibt einen

Moment lang stehen und betrachtet das leblose Tier, fragt sich, wie der Hund wohl hierhergekommen ist und wem er gehört hat. Dann geht sie weiter zur nächsten Bushaltestelle, ihrem Ziel.

„Altstadt“ steht auf einer Tafel, die an einer Stange befestigt ist. Ein grosser Baum mit ausladenden Ästen, der auf einem gepflasterten Platz vor einer Zeile alter Häuser steht, ersetzt das Bushäuschen. Die Umgebung ist ihr unbekannt und doch glaubt sie zu spüren, dass der Ort Bedeutung für sie hat. Möglicherweise ist er sogar der Schlüssel zu ihrer Existenz; zumindest zu jener, seit sie den schwarzen Schalenkoffer verlassen, die Augen geöffnet und das Licht erblickt hat.

Die junge Frau setzt sich auf die Bank unter dem grossen Baum und schaut sich um, versucht Erinnerungen wachzurufen, indem sie die Umgebung in sich aufnimmt. Ein Plakat an einer Telefonkabine lenkt sie davon ab. Im Speziellen das Bild darauf: Es ist eine Kopie des Fotos von dem alten Mann aus der Zeitung und von den Aushängen an den Kiosken. „Warten auf BAM“ steht gross von Hand darauf geschrieben. Die junge Frau steht auf und schaut sich das Plakat von Nahem an, betrachtet lange das Gesicht des alten Mannes, sieht ihr eigenes widergespiegelt im Glas der Telefonkabine. Unter dem Bild des alten Mannes stehen Namen von Leuten und die Uhrzeit, zu der sie offenbar hier auf ihn gewartet hatten. Jemand hat mit rotem Lippenstift „Wehe, er kommt zurück“ auf das Glas der Telefonkabine geschrieben. Die junge Frau nimmt den Stift, der an einer Schnur am Plakat befestigt ist, und schreibt als letzten Eintrag „Bin zurück“ auf das Plakat und sagt: „Bin zurück.“ Erst zu sich selbst, dann lauter, für andere zu hören; dann schreit sie es in die Stadt hinaus. Sie wird wieder leiser, als sie die leere Strasse hinuntersieht, die sich den See entlang Richtung Alpen schlängelt.

In einiger Entfernung entdeckt sie ein grosses Gebäude. Auf einem Wegweiser steht „Casino-Theater“ geschrieben. Es löst etwas in ihr aus und so geht sie hin. Die Flügel der Eingangstüre stehen weit offen. Sie betritt das Gebäude. Ein Gefühl überkommt sie, als würde sie erwartet. „Grosser Saal, kleiner Saal“, steht zusammen mit Richtungspfeilen auf einer Hinweistafel. Sie begibt sich zum grossen Saal, läuft den Hauptgang durch die Sitzreihen hinunter, fühlt alle Blicke auf sich gerichtet. Sie geht die Stufen zur Bühne hoch, läuft zur Mitte und bleibt stehen, möchte etwas sagen, die Anwesenden begrüssen. Sie schaut in den Zuhörerraum, sagt nichts – es ist niemand da, kein Publikum, das ihr zuhört, zu ihr aufsieht. Ein Gefühl von Ohnmacht überkommt sie, sie fühlt sich betrogen und fängt an zu schluchzen. Die junge Frau bricht mit einem lauten Stöhnen zusammen; richtet sich umgehend wieder auf und schreit in den leeren Zuschauerraum: „Ich bin zurück, ich bin zurück, ich lasse mich nicht aufhalten, von niemandem!“ Sie steigt, den Kopf hoch und Entschlossenheit in ihrem Gesicht, von der Bühne hinunter und verlässt das Casino-Theater, geht zum Hotel zurück. Dort lässt sie sich in ihrem Zimmer auf das Bett fallen und vergräbt ihr Gesicht im Kissen. Nach kurzer Zeit dreht sie sich wieder um und starrt zur Decke, lässt die Geschehnisse Revue passieren. Dann steht sie auf und geht zur Lobby, setzt sich dort auf einen der Sessel und liest die Artikel zur Schlagzeile auf der Frontseite.

Langsam kommt ihre Erinnerung zurück; sie fühlt, je mehr sie über sich liest, dass sie nach Hause möchte. Sie schaut auf die Adresse auf dem Schild um ihren Hals und bricht erneut auf. Sie will ihr Zuhause aufsuchen, ihre Familie, die sie mag und auf sie wartet.

Ihr Zuhause gibt es nicht mehr, nichts ist mehr, und schon gar niemand, der auf sie wartet. Nur Ruinen und verbrannte Erde, soweit das Auge reicht.

Die junge Frau steht ungläubig an den Gestaden des Zürichsees und schaut zum anderen Ufer, zur Goldküste hinüber, wo all die Vermögenden wohnen – gewohnt hatten. Das Wasser ist ruhig. Es herrscht eine unheimliche Stille. Im See dümpeln tote Enten und Schwäne. Die junge Frau schaut sich nach Paketen um, in Plastikbeuteln, an orangefarbenen Fallschirmen befestigt. Sie sieht keine. Sie sieht stattdessen eine Wasserleiche im Schilf, glaubt, aus der Entfernung weitere Leichen zu sehen.

Kein Leben ist mehr hier, alles ist tot. Hier ist es noch hoffnungsloser, jemanden zu finden, als dort, von wo aus sie aufgebrochen war. Die junge Frau fängt an zu weinen. Zuerst leise, dann immer lauter, bis sie schliesslich in Hysterie ausbricht. Eine Stimme in ihr sagt: Es ist niemand da, der dich hört, dich hören kann. Sie fängt sich wieder, schämt sich für ihr Benehmen, kann sich nicht erinnern, in ihrem Leben jemals wirklich geweint zu haben. Sie war ein einziges Mal den Tränen nahe gewesen, erinnert sie sich, damals, als man sich gegen sie verschworen, sie ausgebootet hatte. Ich bin zurück. Ich bleibe, denkt sie trotzig. Ich lass mich nicht mehr vertreiben; ich bin nicht das erste Mal von ganz unten gekommen. Dieses Mal werde ich mich durchsetzen, an die Macht zurückkommen. Nichts und niemand wird mich mehr davon abhalten.

Sie entscheidet, zurückzukehren, neu anzufangen an dem Ort, an dem der Schalenkoffer sie in ihr neues Leben entlassen hat. Ich werde gebraucht, denkt die junge Frau, grad jetzt, grad dort, es ist kein Zufall. Sie steht auf und geht zurück, begibt sich zu den Bahngeleisen, die ihr den Weg hierher gewiesen hatten; durchquert einen Tunnel und noch einen, geht zurück in ihr neues Zuhause, ihr neues Leben. Auf dem Weg dorthin schmiedet sie Pläne für ihre Zukunft. Denkt, wie schön es wäre, jemanden dabeizuhaben.

Er verlässt seine Wohnung zum ersten Mal, seit er sie vor ein paar Tagen wieder in Besitz genommen hat, nachdem er Monate, vielleicht ein Jahr, weg gewesen war. Alle Bewohner hatten das Gebäude kurz vor seiner Rückkehr verlassen. Im ganzen Haus hat er nichts Essbares und auch nichts zu trinken gefunden. Obwohl – er fühlt sich nicht hungrig und durstig. Ihm ist eher aus Gewohnheit nach essen und trinken, es gehört zum Rhythmus des Tages dazu wie das Verlassen des Hauses zum täglichen Spaziergang, den er sich in den vergangenen Tagen ebenfalls untersagt hatte. „Fußweg zum Bahnhof und zur Post“ steht auf einem gelben Wegweiser.

Der Weg hinunter in die Stadt verläuft erst durch eine wilde Baumallee am Rande einer grossen Wiese, dann durch ein kleines Wäldchen. Der Weg kommt ihm irgendwie

bekannt vor – als wäre er ihn schon unzählige Male gegangen. Er geht die naturbelassenen Stufen hinunter, dann den gepflasterten Weg entlang. Dabei lässt er die Vergangenheit Revue passieren, zumindest das, woran er sich noch erinnern kann. Seine Erinnerung setzt dort ein, als er vor einigen Monaten mit einem Schild mit Namen und Adresse um den Hals auf einer Bank bei der Bushaltestelle Altstadt seine Augen geöffnet hatte. Er hatte sich sogleich auf den Weg gemacht zu der Adresse und sein Wohnhaus wiedererkannt. Noch vor dem Haus hatten sie ihn aufgegriffen und an einen Ort gebracht, den er nicht mehr hatte verlassen dürfen. Er hat es trotzdem gemacht, vor ein paar Tagen erst: Er wollte seine Existenz fortsetzen, seinen früheren Lebensraum wieder in Besitz nehmen – den man ihm genommen hatte, gleich zweimal.

Er hat die Erschütterung gespürt und den Rauchpilz gesehen, der über der Goldküste auf der anderen Seite des Zürichsees aufgestiegen war, während er auf seinem Weg zurück in die endgültige Freiheit war. Er saß im Zug, auf dem Weg nach Hause von dem Ort, an dem er monatelang festgehalten worden war. Er hatte die Warnung auf seiner Armbanduhr, seinen Bewegungsradius nicht zu verlassen, ignoriert. Der Zug hielt mitten auf der Strecke an. Die Türen mussten per Nothahnen geöffnet werden. Sie wurden gebeten, ruhig zu bleiben und nicht in Panik auszubrechen, den Zug geordnet zu verlassen und den Zugführern zu folgen. Diese führten sie dann in einen nahen Tunnel. Sie gingen weit in den Tunnel hinein. Ihnen wurde gesagt, sie sollen zusammenbleiben und warten, bis Hilfe kommt, und weitere Instruktionen abwarten. Er hat es überhört, war nicht geblieben, sondern weiter durch den Tunnel gelaufen. Er hat ihn auf der anderen Seite verlassen, einen weiteren Tunnel durchquert und war zu seinem früheren Wohnhaus gegangen.

Es herrschte eine grosse Aufregung in der Stadt. Alles war unterwegs. Die Strassen waren voll mit Bussen, Personenwagen, Motorfahrrädern und Velos; vollgepackt mit Waren und Leuten. Sie fuhren alle Richtung Süden. Sie waren dazu von Polizeifahrzeugen mit Megafonen auf dem Dach angehalten worden. Sie sollten alles stehen und liegen lassen, was ihnen gesagt worden, und sich in Richtung Süden aufmachen, ohne Panik jedoch. Er ging nach Hause, wartete in einem Spielhaus auf dem Spielplatz neben seinem früheren Wohnhaus, bis es ruhig war. Dann ging er zur Rückseite des Gebäudes und sah zum Balkon seiner Wohnung hoch. Er versuchte, die Metallstützen der Balkone hochzuklettern, und war erstaunt, wie leicht es ihm fiel. Die Balkontüre war verschlossen, doch das Fenster zum Schlafzimmer stand offen. Er stieg auf das Balkongeländer, setzte einen Fuss auf den Fenstersims, hielt sich am Fensterrahmen fest und gelangte so ins Schlafzimmer. Er wunderte sich erneut, wie leicht es ihm fiel. Das Zimmer war ihm irgendwie vertraut, auch das Wohnzimmer mit integrierter Küche. Die Wohnung war, wie es schien, nach seinem Verschwinden so vermietet worden, wie er sie zurückgelassen hatte. Am Sicherungskasten an der Wand neben der Tür hing ein Schlüssel an einem Haken. Er steckte ihn in das Schloss und drehte ihn. Das Erste, das reibungslos lief, seit er zurück im Leben war.

Er will die Strasse überqueren, möchte zum Einkaufszentrum gegenüber, nachsehen, ob er etwas zu essen und zu trinken besorgen kann. Er schaut nach links, er schaut nach rechts, schaut, dass kein Auto aus der Tiefgarage des Hotels fährt. Er sieht keines; sieht jedoch, auf den Tischen vor dem Hotelrestaurant, Gläser, Tassen und Teller stehen. Auf einem der Tische steht eine ungeöffnete Flasche Mineralwasser. Er geht hin, schraubt den Deckel ab und trinkt die Flasche leer. Ein Plakat an einer Stellwand weist auf die Ausstellung eines lokalen Künstlers in der Lobby des Hotels hin. Der Name des Künstlers sagt ihm etwas.

Er geht zum Eingang des Hotels, um einen Blick durch das Fenster zu werfen. Auf dem Vorplatz liegt ein toter Vogel, weitere liegen auf der Zufahrt. Er wundert sich. Die Eingangstüre des Hotels steht weit offen. Er wagt einen Blick in die Lobby, tritt ein und schaut sich die ausgestellten Bilder an. Die abstrakten Gemälde sagen ihm nicht zu, er sieht sie sich trotzdem an, versucht, sie zu verstehen, um die Langeweile zu vertreiben. Er ist gerade dabei, das Hotel wieder zu verlassen, als er auf der Theke der Bar neben dem Empfang einen Drahtkorb mit abgepackten Snacks stehen sieht. Er leert den Korb, steckt die Packungen in seine Hosen- und Jackentaschen, nimmt zwei Packungen wieder heraus und legt sie zurück. Dann setzt er sich in einen der bequemen Sessel in der Lobby, öffnet eine Packung Erdnüsse und isst sie.

Auf dem gläsernen Beistelltisch, der zur Sitzgruppe gehört, liegt eine aufgeschlagene Zeitung, als wäre jemand während des Lesens nur einmal kurz weggegangen. An den Rändern des Zeitungspapiers sind fettige Fingerabdrücke von groben Händen zu sehen, auf dem Tisch liegen einige leere Packungen Snacks. Er streicht die Packungen glatt und faltet die Zeitung zusammen, legt sie auf das Tischchen. Auf der Frontseite der Zeitung ist das Gesicht eines alten Mannes abgebildet, mit der Überschrift „Wird er zurückkommen?“. Das Gesicht des Mannes sagt ihm etwas. Er glaubt, dem Mann schon einmal begegnet zu sein; mehr als einmal sogar. Er nimmt die Zeitung wieder auf, öffnet sie und liest die dazugehörigen Artikel. Er liest vom Schicksal des alten Mannes, der auf dem Titelblatt abgebildet ist, und erfährt auch einiges über sein eigenes. Sachen, die man ihm nicht gesagt hatte, nachdem er vor einigen Monaten aufgegriffen worden war bei dem Versuch, in seine Wohnung zu gelangen. Man hatte ihn daraufhin in eine Anstalt eingeliefert.

Er hatte damals darauf verzichtet, mehr zu erfahren, nachdem man ihm gesagt hatte, dass sein Leben vor dem Aufwachen an der Bushaltestelle Altstadt kein nennenswertes gewesen sei. Er wusste nur, dass er verschwunden gewesen war, für unbestimmte Zeit, an derselben Stelle, an der er Monate später wieder aufgewacht war. Aber über die Umstände seines Verschwindens hatte er nur Weniges erfahren. Das Einzige, was ihm gesagt worden war während seines Aufenthaltes in der Anstalt, war, dass er damals verschleppt worden sei, dabei sein Leben verloren habe und dass er nicht er selbst sei, sondern sein Klon. Er solle sich aber besser keine Gedanken darüber machen, war ihm gesagt worden, als er sie verwundert angesehen hatte; er solle sich nicht den Kopf darüber zerbrechen. Es sei es nicht wert. Er solle doch einfach sein neues Leben geniessen, war ihm empfohlen

worden. Es war ihm recht gewesen. Schmerzhaftige Gedanken blenden sich bei ihm seltsamerweise automatisch aus, in dem Moment, wo er sie denkt.

Jetzt aber, wo er durch die Zeitung von dem Verschwinden des alten Mannes erfährt und über sein eigenes, kommen erstmals Erinnerungen hoch an sein früheres Leben. Wie er damals auf Schritt und Tritt vom Bildnis des alten Mannes auf Walkkampfplakaten verfolgt worden war, die seinen Versuch, an die Macht zurückzukehren, ankündigten. Die ganze Stadt war zugepflastert gewesen mit den Plakaten, mit dem Gesicht des alten Mannes. Auch an der Bushaltestelle Altstadt hatte ihn der alte Mann von einer Plakatwand herab angeschaut, als er an einem Samstagabend daran vorbeigegangen war, auf dem Rückweg von einem abendlichen Spaziergang; er war dort in eine Gruppe chinesischer Touristen geraten und in demselben Moment hatte sein vorheriges Leben aufgehört.

In einem Artikel wird über einen frustrierten Hilfsarbeiter berichtet, einen komischen Einzelgänger, der damals auf rätselhafte Weise verschwunden und Monate später auf genauso rätselhafte Weise wieder aufgetaucht war. Das Geschriebene bestätigt, was ihm damals gesagt worden war, was ihn bewogen hatte, es abzulehnen, über sein früheres Leben aufgeklärt zu werden: dass er ein unwertes Leben geführt hatte. Dass er ein Benachteiligter gewesen war, über den verfügt worden war. Es ist das erste Mal, dass er sich ernsthafte Gedanken über sein damaliges Verschwinden und die Folgen macht.

Es war damals gewesen, bei seiner ersten Rückkehr an diesen Ort. Er war aufgewacht an der Bushaltestelle Altstadt und sofort zu dem Wohnhaus gegangen, wo er vor seinem Verschwinden gelebt hatte. Er hatte erfolglos versucht, in das Haus zu gelangen, dessen Adresse auf dem Schild stand, das um seinen Hals hing. Der Schlüssel in seiner Jackentasche hatte nicht gepasst, am Briefkasten und an der Klingel hatte ein ihm unbekannter Name gestanden. Er war vor dem Haus aufgegriffen worden und zuerst in eine lokale psychiatrische Anstalt eingeliefert worden, und dann, als man geglaubt hatte, herausgefunden zu haben, um was es sich bei ihm handelte, in die psychiatrische Universitätsklinik in einem Nachbarkanton verlegt worden. Dort war er unter strengster Geheimhaltung auf einer geschlossenen Abteilung festgehalten worden und hatte unzählige Tests über sich ergehen lassen müssen. Anschliessend war er in die Halbfreiheit entlassen worden, mit der Auflage, sich erst täglich und dann wöchentlich zu melden. Er würde sich von Zeit zu Zeit, weiteren Tests unterziehen müssen, wurde ihm gesagt. Zudem war er dazu angehalten worden, einen Bart zu tragen und eine getönte Brille. Auch war es ihm strengstens verboten worden, sich an seinem früheren Wohnort zu zeigen und noch einmal die Adresse aufzusuchen, die auf dem Schild um seinen Hals steht und an der er damals aufgegriffen worden war. Obwohl er seinen neuen Wohnort mochte, das kleine Studio in erhöhter Lage, zog ihn ein innerer Drang schon nach wenigen Tagen an seinen ehemaligen Wohnort zurück. Doch er trug ein spezielles Armband in der Form einer Armbanduhr, das verhindern sollte, dass er sich über einen bestimmten Radius hinaus bewegte. Er hatte es ausprobiert, nach nur wenigen Tagen in Halbfreiheit schon. Er hatte sich getraut, den Radius zu überschreiten, um herauszufinden, was passieren wird. Ein Vibrieren der Uhr

hatte ihm angezeigt, dass er den Radius überschritten hatte. Eine Meldung auf dem Display hatte ihn angewiesen, umgehend zurückzukehren. Man kenne seinen Standort. Man werde ihn zu fassen bekommen und ihn wieder einsperren, wenn er der Aufforderung nicht sofort nachkomme. Er war zurückgekehrt. Es hatte ihn jedoch nicht davon abgehalten, es schon kurze Zeit später erneut zu versuchen. Die ständige Kontrolle machte ihm bewusst, dass er speziell war, auch ohne dass er mit den Resultaten der Untersuchungen vertraut gemacht worden wäre oder gewusst hätte, von welcher Bedeutung sie waren, was genau es mit ihm auf sich hatte. Es war ihm recht. Kompliziertes blendete er automatisch aus, in dem Moment, wo er es dachte.

Jetzt jedoch, wo er es der Zeitung entnimmt, werden ihm einige Zusammenhänge plötzlich klar. In einem Artikel werden Vermutungen geäußert, dass es chinesischen Forschern gelungen sein könnte, einem Klon seine Charaktereigenschaften und selbst sein Gedächtnis zu geben. Dass die Anlagen dafür im Klon vorhanden waren und sie lediglich aufdatiert werden mussten. Dies musste die Schweizer Regierung sehr besorgt gemacht haben, dass auch der verschwundene BAM zurückkehren könnte als Klon. Dies musste auch der Grund dafür sein, dass ihm, dem Hilfsarbeiter, jetzt eine Aufmerksamkeit zuteilwurde, wie sie ihm in seinem vorherigen Leben versagt geblieben war.

In einem weiteren Artikel liest er, dass nach dem Verschwinden des Hilfsarbeiters – seinem Verschwinden – nicht viel Aufhebens gemacht worden war. Es war überhaupt erst aufgefallen, dass er nicht mehr da war, als er am Montagmorgen nicht zur Arbeit erschienen war. Es hatte einen weiteren Tag gedauert, bis sein Arbeitgeber die Polizei benachrichtigt hatte, um eine Vermisstenanzeige aufzugeben. Es hatte keine Angehörigen gegeben, die es hätten tun können. Die Suche nach ihm war auch rasch wieder eingestellt worden, nachdem bekannt geworden war, dass es sich bei ihm um einen frustrierten Einzelgänger handelte, der mit seinem Leben nicht zurechtkam und der, wie gemunkelt wurde, unter seinem Singledasein litt. Man war davon ausgegangen, dass ihn der nahe gelegene See, aufgewühlt nach einem Sturm, zwischenzeitlich wieder freigeben würde. Sein Fall war dann auch schnell wieder vergessen worden angesichts der wirtschaftlichen und politischen Probleme, welche das Land heimgesucht hatten; diese hatten die Gesellschaft mehr beschäftigt als ein kaputter Aussenseiter. Es hatte viele Verlierer, Arbeitslose und Desillusionierte gegeben, die sich lautstark bemerkbar gemacht hatten und deshalb eher wahrgenommen worden waren als einer, der sich sowieso nicht zu wehren wusste – der sich offensichtlich aus dem Leben gestohlen hatte.

Einer, der von dieser Krise profitiert hatte, war BAM (Böser alter Mann). Der Begriff war einst von einem Journalisten kreiert worden und wurde zu einem Synonym für ihn, das selbst von seinen Anhängern übernommen wurde; mit der Begründung, dass es jetzt genau so einen brauche, um dem Bösen zu begegnen, das die Schweiz im Innern und von Außen bedrohe. BAM und seine PRS, die Partei der rechten Schweizer, verstanden es vorzüglich, aus der Not und Unzufriedenheit der Leute einen Nutzen zu ziehen; sie dort abzuholen und für ihre Sache zu gewinnen, sie zu instrumentalisieren. Es wurden schnell

Schuldige gefunden, die verantwortlich gemacht werden konnten für die Misere: Fremdarbeiter und ausländische Firmen, die die Schweiz ausnutzen würden, und Nachbarländer, die sich vereint gegen die Schweiz verschworen hatten, sie nicht mehr teilhaben lassen wollten an ihren Errungenschaften ohne Gegenleistungen. Es gelang BAM und seinen Handlangern, auf diese Weise eine Mehrheit für ihr Anliegen zu mobilisieren, den Bundesrat und den Präsidenten in Zukunft vom Volk wählen zu lassen; den Präsidenten mit uneingeschränkter Macht auszustatten und das Präsidialsystem einzuführen.

BAM, der Jahre zuvor unrühmlich aus der Regierung entfernt worden war, weil er wiederholt das Kollegialprinzip verletzt und sich über seine Kollegen hinweggesetzt hatte, sollte triumphal an die Macht zurückkehren: an die alleinige diesmal. Es sah ganz danach aus, als würde es ihm und seiner PRS auch gelingen. Die anderen Parteien und ihre Führer hatten sich heillos zerstritten bei dem Versuch, BAM daran zu hindern, wieder an den Schalthebel der Macht zu gelangen. Anstatt dass sie sich zusammaten, um sich ihm geschlossen entgegenzustellen, versuchte es eine jede Partei für sich allein und biederte sich dann BAM an, als es nicht gelang. Er lehnte alle ihre Avancen genüsslich und entschieden ab, zahlte es ihnen auf diese Weise heim, dass sie ihn damals geschlossen aus der Regierung geworfen hatten. Die Parteien wiesen sich gegenseitig die Schuld am Misslingen, BAM zu stoppen, zu und verloren auf diese Weise auch das Vertrauen der Bevölkerung. Es schien, als könnte BAM nichts mehr daran hindern, sich zum Landesvater emporzuschwingen. Bis zu dem Tag, als er nach Hier kam, um die Bewohner von Hier zu überzeugen, ihm ihre Stimme zu geben.

In allen anderen Kantonen hatten Umfragen gezeigt, dass er problemlos von einer grossen Mehrheit der Bewohner zum Landesvater gewählt werden würde. Anders in Hier: Hier scherte aus. Den Bewohnern von Hier ging es, im Gegensatz zu den Bewohnern in den übrigen Kantonen, immer noch recht gut. Zu verdanken hatten sie dies hauptsächlich den vielen ausländischen Firmen, die sich in Hier niedergelassen hatten; wegen der niedrigen Steuern. Auch wenn inzwischen etliche von ihnen wegen der Krise insolvent oder weggezogen waren, waren immer noch genug da – vor allem solche von zweifelhaftem Ruf –, sodass es den Einwohnern von Hier recht gut ging. Die Steuerbelastung war noch nicht so hoch wie in all den anderen Kantonen und sie konnten sich den Dreck immer noch von anderen, meist Fremdarbeitern, wegmachen lassen.

Die Einwohner von Hier fürchteten, ihre Privilegien zu verlieren, sollte BAM an die Macht kommen. Hatte er doch angekündigt, nach seiner Wahl ausländische Arbeitskräfte auszuweisen, ihre Jobs von arbeitslosen Schweizern übernehmen zu lassen und ausländische Firmen zu zerschlagen, deren Vermögen einzuziehen und es an unverschuldet in Not geratene rechte Schweizer zu verteilen. BAM war nach Hier gekommen, wollte im Casino-Theater eine Rede halten, um die Einwohner von Hier von sich und seinem Weg zu überzeugen. Er war mit der Bahn gekommen und hatte sich zu Fuss auf den Weg zum Casino-Theater gemacht. Er war allein unterwegs. Er wollte demonstrieren, dass er nichts zu befürchten hat, wollte zeigen: Ich bin ein einfacher Bürger, einer von euch. Es hatte ihn niemand am Bahnhof empfangen und zum Casino-Theater begleitet. Er hatte es so gewollt.

Die Einwohner von Hier waren demonstrativ zu Hause geblieben. Die Strassen waren fast leer. Die wenigen Anhänger von ihm aus Hier warteten bereits auf ihn im grossen Saal des Casino-Theaters, der bis zum letzten Platz besetzt war. Es wurde im Nachhinein gemunkelt, dass die meisten der Anwesenden von auswärts gekommen waren, schon am Nachmittag mit Bussen herangefahren worden waren, getarnt als Touristen. Die Altstadt sei völlig überlaufen gewesen, sagten Altstadtbewohner. Und es seien nicht Asiaten gewesen wie sonst, sondern Leute mit Armbrust, Schweizerkreuz und Edelweiss am Revers. Die einzigen Leute, denen BAM auf seinem Weg zum Casino-Theater begegnete, war eine Gruppe chinesischer Touristen gewesen, die bei der Bushaltestelle Altstadt auf einen Reiseкар zugewandert waren. Er sei von ihnen in ihre Mitte genommen worden und, als sie in den Reiseкар eingestiegen waren, nicht mehr zu sehen gewesen, sagte eine betagte Frau, welche die Szene von ihrem Stubenfenster aus beobachtet hatte. Es wurde von weiteren Zeugen bestätigt, die in derselben Strasse wohnten wie die Frau. Sie habe gedacht, er sei in die nahe Altstadt ausgewichen, weil er doch Ausländer nicht möge, hatte die alte Frau gemeint.

Anders als bei dem Hilfsarbeiter, der Monate zuvor an der gleichen Stelle verschwunden war, begann, nachdem BAM nicht im Casino-Theater erschienen war, eine beispiellose Suche nach ihm. Heerscharen von Polizei- und Armeeangehörigen aus allen Landesteilen fielen in die Kleinstadt ein. Auf der Rössliwiese landeten im Minutentakt Helikopter und spuckten Mann und Frau und Hund und Material aus. Hier glich einer besetzten Stadt. Er habe sich die Stadtmauern zurückgewünscht, wie damals, als die Habsburger die Stadt belagert hatten, wurde anderntags ein Bewohner der Altstadt in der Zeitung zitiert. Jedes Gebäude, jede Wohnung, jedes Fahrzeug wurde durchsucht, jeder Stein umgedreht auf der Suche nach BAM. Im See von Hier wimmelte es von Polizei- und Armeetauchern, die nach ihm suchten. Gärten wurden umgegraben, Wälder durchforstet, dabei einiges zutage gefördert, nur BAM nicht: im Garten beerdigte Haustiere, wilde Abfalldeponien und grosse Summen Geldes; tief vergraben, versteckt vor BAM, sodass er nicht an sie herankäme, sollte er seine Drohung wahr machen und es ihren Besitzern wegnehmen wollen nach seiner Wahl. Es wurde so manches gefunden, auch Überraschendes: Steinzeitwerkzeuge, Tonscherben, Schmuck und die Gebeine von Menschen aus vorigen Jahrhunderten, nur nicht die von BAM; der blieb verschwunden. Seine Spur verlor sich an der Bushaltestelle Altstadt, wo er zuletzt gesehen worden war. Als hätte er sich dort in Luft aufgelöst, als hätte er kalte Füsse bekommen vor den Bewohnern von Hier.

Die Besetzung von Hier durch Polizei und Militär und inzwischen auch von einer grossen Zahl von Reportern und Fernseheteams wäre wohl noch lange so weitergegangen, hätte nicht in den frühen Morgenstunden ein Reiseкар vollbesetzt mit chinesischen Touristen vor dem Kantonsspital von Hier gehalten. Die Reisenden wiesen alle Symptome einer schweren Magenvergiftung auf. Erste Untersuchungen zeigten, dass sie Fleisch gegessen hatten, das zu wenig gegart, also noch blutig gewesen war. Zuerst dachte man, dass das Fleisch möglicherweise von einem kranken Rindvieh oder von einer verdorbenen Sau stammte. Nähere Untersuchungen jedoch zeigten, dass es Fleisch von einem Menschen

war. Eine DNA-Probe des Blutes zeigte, dass es sich um jenes von BAM handelte. Die chinesischen Touristen hatten den zukünftigen Schweizer Landesvater verspeist und er war ihnen überhaupt nicht bekommen.

„Tot“ stand anderntags als einziges Wort schwarz auf weiss auf den Frontseiten aller Tageszeitungen. Berichtet wurde wenig. Das Land war sprachlos. Man wusste nichts zu sagen. Selbst die politischen Gegner blieben stumm. Noch stummer war die PRS: Ihr Sprachrohr, ihren Denker und Führer, gab es nicht mehr.

Die Schweiz erwachte erst wieder aus ihrer Lethargie, als die chinesischen Touristen fit genug waren, um befragt zu werden; die Zeitungen also Ungeheuerliches zu berichten hatten. Es kam ans Licht, dass es sich bei der Reisegruppe um neureiche Chinesen handelte, die schon alles besaßen, alles gesehen und erlebt hatten, was es zu sehen und zu erleben gab, und nun als ultimatives Erlebnis eine Reise gebucht hatten, deren Höhepunkt es war, einen Einheimischen des besuchten Landes zu verspeisen. Die Reisenden hatten nur gewusst, dass sie am Ende ihres Trips eine Mahlzeit aus Menschenfleisch vorgesetzt bekommen hatten. Der Reiseleiter, der vielleicht mehr hätte sagen können, war als Einziger an der Vergiftung gestorben.

Es wurde ermittelt, dass der Veranstalter der Reise eine fahrende Störmetzgerei gemietet hatte. Der einheimische Koch und Wirt, der das Fleisch im Auftrag des Veranstalters zu einer Mahlzeit verarbeitet hatte, musste psychologisch betreut werden. Zumal er ein glühender Anhänger von BAM – einer der wenigen in diesem Kanton – war. Es sei nicht das erste Mal gewesen, dass er eine Mahlzeit für chinesische Touristen zubereitet hatte, die das Fleisch selbst mitgebracht hatten, sagte er aus. Man erinnerte sich an den frustrierten Hilfsarbeiter, der damals am selben Ort wie BAM spurlos verschwunden war, und fragte sich nun, ob ihn wohl dasselbe Schicksal wie BAM ereilt hatte – ob er auch das Opfer chinesischer Kannibalen geworden war.

Man hatte ihm damals, als er nach seinem Verschwinden wieder aufgetaucht und aufgegriffen worden war, nicht gesagt, dass er von einem frustrierten Hilfsarbeiter abstammt, der von chinesischen Touristen verspeist worden war. Jetzt, wo er es aus der Zeitung erfahren hat, wird ihm ganz anders. Er mag nicht weiterlesen. Gleichzeitig schafft er es nicht, die Zeitung wegzulegen. So überfliegt er den Rest des Artikels. Er erfährt nur oberflächlich von den Querelen, die zwischen der Schweiz und China ausgebrochen waren und welche die beiden Nationen an den Rand eines Wirtschaftskrieges geführt hatten. Dieser hatte nur durch die Solidarität von Nachbarländern und anderen europäischen Staaten sowie, als sich herausstellte, dass die Chinesen nicht nur in der Schweiz ihr Unwesen getrieben hatten, durch weitere Nationen ausserhalb Europas vermieden werden können. Die drohende Auseinandersetzung, heisst es im Artikel, hatte die Politiker und Bürger daran erinnert, wie wichtig es sei, ein stabiles politisches System zu haben und eine breit abgestützte Regierung, nachbarschaftlich verbunden mit Regierungen von angrenzenden Staaten und weiteren. Eine Regierung, die nicht nur auf ihren eigenen Vorteil und den ihrer Bürger bedacht ist, sondern solidarisch ist mit der übrigen Welt; die

politische Entscheidungen trifft, die nicht allein vom Urteilsvermögen, den persönlichen Ansichten und Interessen eines Einzelnen abhängen, sondern auf der Zusammenarbeit vieler beruhen – auf dem Konsens daraus. Eine Regierung, wie sie bestanden hatte, bevor BAM die politische Bühne betreten hatte.

Die Parteien hatten sich zusammengerauft und das altbewährte Regierungssystem war wiederhergestellt worden, liest er. Die chinesischen Touristen waren wegen Kannibalismus vor Gericht gestellt und zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt worden. Dann jedoch seien sie ausgetauscht worden gegen Schweizer Staatsangehörige und solche aus Staaten, die mit der Schweiz befreundet sind. Sie waren von den Chinesen wegen angeblicher Spionagetätigkeit festgehalten und dann ausgetauscht worden.

Man hatte die Drahtzieher nicht ermitteln können, sie waren unbestraft davongekommen. Die Anschuldigung, dass der chinesische Staat selbst dahinterstecke, war von der chinesischen Regierung vehement bestritten worden, unter Androhung von Vergeltungsmassnahmen, sollten die Verdächtigungen weiter aufrechterhalten und verbreitet werden.

Er mag nicht mehr weiterlesen, möchte die Zeitung jetzt doch zur Seite legen. Die Überschrift eines weiteren Artikels, die ihm ins Auge sticht, hält ihn jedoch davon ab. „Was verschweigt uns die Regierung? Ist ein frustrierter Hilfsarbeiter der Schlüssel zur Aufdeckung eines riesigen Skandals?“, liest er. „Was hat es mit dem frustrierten Hilfsarbeiter auf sich“, wird gefragt, „der vor Monaten plötzlich wieder aufgetaucht war und der seitdem an einem geheimen Ort festgehalten wird? Stimmen die Gerüchte, dass es sich bei ihm um einen Klon handelt? Dass er damals, wie auch später BAM, von chinesischen Touristen verspeist worden war und dann, grosszügigerweise, als Klon wieder zurückgebracht wurde? Stimmt es, dass er, wie von Verschwörungstheoretikern behauptet, in einer Fabrik reproduziert worden war, wo die chinesische Regierung Supersoldaten mit übermenschlichen Fähigkeiten kloniert? Ist der aufgefundene Hilfsarbeiter der Beweis für die Richtigkeit dieser Theorien? Hängt von ihm das Wohl der Menschheit ab?“ Er legt die Zeitung endgültig zur Seite, steht auf und verlässt das Hotel. Er wandert durch die Stadt, versucht das Gelesene zu ordnen, sich dabei klar zu werden – über sich, seine Situation, über das, was seine Rückkehr ausgelöst hat.

Das Telefon läutet. Herr Wang nimmt den Hörer ab. „Ein Herr Li wartet draussen, er möchte zu Ihnen“, sagt der Portier, „soll ich ihn hereinlassen?“

„Nein“, sagt Professor Wang, „ich komme hinauf.“

Herr Wang nimmt Herrn Lis Arm und zieht ihn vom Gebäude weg, fragt, noch im Gehen: „Was zum Teufel machen Sie hier? Ich habe keine Probe verlangt.“

„Sie haben damals gesagt, dass ich die Sache im Auge behalten soll, Ihnen Bescheid geben soll, falls sie droht aus dem Ruder zu laufen“, sagt Herr Li. „Sie *ist* aus dem Ruder gelaufen. Und wie.“

„Das weiss ich“, sagt Herr Wang. „Dazu brauche ich Sie nicht. Die ganze Welt weiss es. Dafür hätten Sie nicht hierherkommen müssen. Das ist unverantwortlich, gefährlich – unter diesen Umständen.“

„Wir sollten die Sache abbrechen“, sagt Herr Li. „Wir hätten schon diesen Hilfsarbeiter nicht zurückbringen dürfen. Die wissen inzwischen, dass er ein Klon ist. Es war absehbar, nach der Sache mit diesem BAM.“

„Was wir dürfen und was nicht, bestimmen nicht Sie, das bestimme ich, ich ganz allein“, sagt Professor Wang. „Ich nehme Leben, ich gebe es wieder, ein besseres noch dazu. Ich lass mir das von niemandem kaputt machen.“

„Das war nicht meine Absicht“, sagt Herr Li. „Ich wollte nur auf die Gefahr hinweisen, die besteht, wenn wir mit der Sache fortfahren.“

„Das Vermeiden von Gefahren hat die Welt noch nie irgendwohin und vor allem noch nie vorwärtsgebracht“, sagt Herr Wang.

„Heisst das, dass wir weitermachen, dass auch dieser BAM wieder zurückkommt?“, fragt Herr Li.

„Genau das heisst es“, sagt Professor Wang. „Ich werde mein Werk vollenden. Nichts und niemand wird mich davon abhalten. Bevor jedoch dieser BAM wieder zurückkommt, wird jemand anderer zurückkommen“, meint er, mit einem entrückten Lächeln in seinem Gesicht und einem Leuchten in seinen Augen.

„Da war niemand anderer nach diesem BAM“, sagt Herr Li, „da kann niemand mehr kommen.“

„Das stimmt, da war kein anderer. Aber unterschätzen Sie nicht meine Fähigkeiten“, sagt Professor Wang, nun Wahn in seinem Blick.

„Wir sollten die Sache wirklich stoppen“, sagt Herr Li. „Ich habe ein ungutes Gefühl. Dieser BAM ist uns nicht gut bekommen, er liegt uns noch heute auf dem Magen. Er wird uns noch das Genick brechen.“

„Ihres vielleicht“, sagt Professor Wang. „Das kann passieren, wenn man Fehler macht.“

„Ich möchte gerade einen grossen Fehler verhindern“, sagt Herr Li kleinlaut.

„Sie können gehen, auf Wiedersehen“, sagt Professor Wang barsch. „Oder nein – nicht auf Wiedersehen. Ich will Sie gar nicht wiedersehen. Verschwinden Sie. Kommen Sie mir nicht mehr unter die Augen! Sie werden auch nicht wieder zurückgehen. Sie sind freigestellt, ich brauche so einen wie Sie nicht mehr. Ich mache die Arbeit in Zukunft selbst. Ich will keine solchen Versager wie Sie mehr um mich haben; Leute, die nicht an Grosses glauben und bei dem geringsten Problem davonlaufen.“

„Wer wird dann die Arbeit vor Ort machen?“, fragt Herr Li, der stehen geblieben ist. „Es gibt niemand anderen mit meinem Wissen, mit meinen Kontakten.“

„Sie überschätzen sich“, sagt Professor Wang. „Mindestens einen gibt es noch. Mich!“ Herr Li schaut Professor Wang für eine Weile schweigend an. Dann dreht er sich um, als ob er gehen wolle, bleibt aber stehen.

„Ist noch etwas?“, fragt Professor Wang.

Herr Li greift zögernd in die Jackentasche, entnimmt ihr ein Couvert und geht auf den Professor zu, streckt es ihm hin und sagt: „Die haben den Hilfsarbeiter aus der Klinik entlassen, wo er festgehalten wurde. Er trägt jedoch ein von ihm nicht abnehmbares Armband, als Armbanduhr getarnt, mit dem sie ihn überwachen und jeden seiner Schritte verfolgen. Ich habe den Code hier.“

„Nichts Schriftliches“, sagt Professor Wang und geht weg. „Das war so abgemacht, das sollten Sie wissen. Sie begehen schon wieder einen Fehler.“

„Entschuldigung“, sagt Herr Li, „ich dachte, es würde Sie interessieren, wie es weitergeht, wenn ich bei der Sache nicht mehr dabei bin, Sie es selbst machen.“

Professor Wang dreht sich um und kommt zurück. „Geben Sie her“, sagt er und reißt Herrn Li das Couvert aus der Hand.

„Das wird ihm endgültig das Genick brechen“, sagt Professor Wang, als er das Couvert in seinem Büro auf die Ablage wirft. Er hebt wütend den Telefonhörer ab und wählt eine Nummer.

„Reiseagentur Ultimativ Reisen“, sagt eine Stimme am anderen Ende.

„Ich möchte eine Reise ins Jenseits buchen, einfach“, sagt Professor Wang laut. „Für einen Herrn Li.“

„Und die Adresse des Reisenden lautet?“, fragt die Stimme.

„Das ist die Adresse unseres Geschäftsleiters für Reisen ins Jenseits und retour“, sagt die Stimme, nachdem Professor Wang die Adresse genannt hat.

„Genau“, sagt Professor Wang, „den meine ich.“

„Wie Sie wünschen“, sagt die Stimme. „Wen sollen wir dann an Herrn Lis Stelle informieren, wenn der Koffer, den er in die Schweiz geschickt hat, dort eintrifft?“, fragt sie.

„Mich!“, schreit Professor Wang in den Hörer. „Von jetzt an geht alles an mich. Ich werde mich von nun an um alles selbst kümmern. Die Sache ist zu wichtig, um sie irgendwelchen Dilettanten zu überlassen.“ Im Speziellen diese Sendung, denkt er, nachdem er aufgelegt hat. Sie wird mich in andere Dimensionen katapultieren.

Die junge Frau wacht auf. Obwohl sie nur kurz geschlafen hat, fühlt sie sich fit. Sie hatte sich hingelegt nach der Rückkehr von ihrem Ausflug an den Ort, dessen Adresse auf dem Schild um ihren Hals angegeben ist, ihren ursprünglichen Wohnort an der Goldküste. Sie wollte abschalten nach dem Schock über die Zerstörung dort, nach dem Wissen über den Verlust ihrer Heimat – wollte vergessen. Im selben Moment, als sie dies dachte, war sie weggetreten, als hätte jemand einen Schalter umgelegt. Genauso ist sie wieder aufgewacht. Sie hatte sich nach ihrem Trip ohne sich auszuziehen auf das Bett gelegt und fühlt nun, dass sie ihre Kleider wechseln möchte. Der rosafarbene Trainingsanzug behagt ihr nicht. Er nimmt mir meine Würde, denkt sie, er war nicht meine Wahl. Zudem trägt er den

Geruch von Zerstörung und Verwesung an sich, er erinnert sie an den Verlust ihrer Herkunft. Sie schaut sich nach Kleidern zum Wechseln um. In der Garderobe sieht sie einen Koffer derselben Machart wie jener, welchem sie entstiegen war, nur in Braun anstatt in Schwarz. Sie geht hin und öffnet ihn. Darin befinden sich, neben einer Armbanduhr, einem Ring und einigen Goldplomben, auch ein grauer Businessanzug – einer, wie ihn ein Mann trägt –, ein weisses Hemd und Damenunterwäsche. Sie duscht, obwohl sie nicht das Verlangen danach verspürt, und zieht frische Unterwäsche an, probiert das Hemd und den Anzug an. Sie sitzen, als wären sie extra für sie angefertigt worden. Sie betrachtet sich lange Zeit im Spiegel, glaubt sich zu erkennen, sagt: „Ich bin zurück, bin wieder da, ich bleibe.“

Die junge Frau verlässt das Hotelzimmer und geht in die Lobby. Sie langt im Vorbeigehen in den Drahtkorb auf dem Tresen und will einen Snack herausnehmen, doch greift ins Leere. Sie schaut in den Korb. Es befinden sich nur noch zwei Päckchen Erdnüsse darin. Sie wundert sich. Sie hätte schwören können, er war noch halb voll, als sie sich das letzte Mal daraus bediente. Sie setzt sich hin, öffnet eines der Päckchen mit Erdnüssen, das andere steckt sie sich in die Kitteltasche, für später. Während sie sich Erdnüsse in den Mund schiebt, schaut sie auf die aufgeschlagene Seite der Zeitung, die auf dem Beistelltisch liegt. „Was verschweigt uns die Regierung? Ist ein frustrierter Hilfsarbeiter der Schlüssel zur Aufdeckung eines riesigen Skandals?“, lautet eine Überschrift. Sie wundert sich erneut; glaubt, diese Seite nicht aufgeschlagen, den Artikel nicht gelesen zu haben. Sie liest über einen frustrierten Hilfsarbeiter, der vor einiger Zeit verschwunden und dann wieder aufgetaucht war, liest in einem anderen Artikel von Befürchtungen, dass BAM, ein despotischer Politiker und Unternehmer, wieder auftauchen und Ansprüche stellen könnte – liest von Anstrengungen, dies zu verhindern. „Bin zurück“, sagt die junge Frau laut und steht von dem Sessel auf. „Bin zurück!“, schreit sie in die Hotellobby, lässt sich erneut in den Sessel fallen und faltet die Zeitung zusammen; sie macht sich Gedanken, Gedanken über ihr Dasein, darüber, wie es weitergehen soll. Sie steht auf und verlässt das Hotel, begibt sich auf einen Spaziergang, um ihren Gedanken mehr Raum zu geben.

In einem kleinen Park mit Spielplatz nahe dem See setzt sie sich auf eine Bank, starrt in den wolkenlosen Himmel und träumt. Sie stellt sich Leben vor im Park, Kindergeschrei, das Quietschen einer Schaukel, Mütter im Gespräch – und wehrt sich dagegen, dass ihre Wehmut verdrängt wird. Die junge Frau schaut aufs Wasser, sieht die toten Wasservögel, die Pakete an Fallschirmen, sieht ihren Heimatort vor ihrem inneren Auge, ihr Zuhause, die Goldküste, in Schutt und Asche, sagt: „Sie wollten mich nicht haben, das haben sie jetzt davon. Ich brauche sie nicht, hab nie jemanden gebraucht. Ich bin ein Selfmademan, ein Stehaufmännchen, habe schon zweimal von ganz unten angefangen und es nach ganz oben geschafft. Ich schaff es auch ein drittes Mal.“ Sie hält ihren Blick trotzig auf dem toten Wasser, den leblosen Enten und Schwänen, fühlt, für einen Moment, Entmutigung aufkommen; sieht die Pakete mit den Fallschirmen daran, findet Ablenkung bei der Frage danach, was es mit ihnen auf sich hat. Sie beschliesst, der Sache auf den Grund zu gehen, steht auf und geht zum See, um sich die Pakete näher anzusehen.

Sie schafft es nicht, an die Pakete heranzukommen, zögert jedoch, ins Wasser zu steigen, um sich eines zu holen. Sie schaut sich um. An einer Mauer angebracht ist ein Erste-Hilfe-Kasten, daneben eine lange Stange, wie sie gebraucht wird, um Ertrinkende aus dem See zu retten. Sie fischt mithilfe der Stange eines der Pakete aus dem See und öffnet es. Darin befindet sich neben Jodtabletten, Energieriegeln und einem Getränk auch ein Schutzanzug mit einer Atemschutzmaske integriert. Ein beigelegtes Schreiben instruiert, wie der Anzug anzuziehen ist. In einem weiteren Schreiben wird darauf hingewiesen, dass man sich in einem radioaktiv verseuchten Gebiet aufhält, das man schnellstmöglich verlassen sollte. Der Proviant würde für fünf Tage reichen und der Anzug für eine ebenso lange Zeit Schutz bieten. Auf dem Schreiben steht auch das Datum des Tages, an dem die Pakete abgeworfen wurden. Nach einem Blick auf ihre Armbanduhr sieht sie, dass die fünf Tage schon abgelaufen sind. Auf der Rückseite des Schreibens befindet sich eine Karte, mit Fluchtwegen eingezeichnet. Darüber steht fett, in roter Schrift geschrieben: „In Ihrer Umgebung hat sich ein nukleares Unglück ereignet, verlassen Sie das radioaktiv verseuchte Gebiet so schnell wie möglich über einen der eingezeichneten Fluchtwege.“ „Und das alles, um mich ein weiteres Mal zu verhindern“, sagt die junge Frau nach einem Moment in Gedanken. „Wo ich doch schon da war!“, schreit sie ins Nichts. Die junge Frau fischt weitere Pakete aus dem Wasser, entnimmt einigen die Energieriegel und einem das Getränk. Sie will zum kleinen Park zurück, sich dort auf eine der Bänke setzen, sich im Klaren werden über ihre Situation. Vorher geht sie noch zur Toilette unter der Quaibrücke, obwohl sie nicht wirklich einen Drang verspürt.

Professor Wang sitzt vor dem Bildschirm. Er nimmt das Couvert von der Ablage, entnimmt ihm das Schreiben mit dem Code und gibt den Code ein. Auf einer Karte auf dem Bildschirm zieht sich eine rote Linie von Peking in China bis in die Schweiz nach Zürich. Eine zweite, für Professor Wang unsichtbare Linie verfolgt den Weg zurück nach China, zu einer namenlosen Adresse in einem grossen Industriegebiet im Außenbezirk von Peking; verrät den Standort, wo die Supersoldaten und die Opfer der Entführungen geklont werden, an die Schweiz und ihre Verbündeten. Professor Wang tippt auf das Symbol für Patient. Er liest die Angaben über die dem Code zugehörige Person, liest: frustrierter Hilfsarbeiter, alleinstehend, kontaktarm, willensschwach, leidet unter Minderwertigkeit. „War ein Niemand, ein Nichts, bevor ich ihn unter meine Fittiche genommen habe“, sagt Professor Wang. Er tippt auf „Device Patient“. Es erscheint das Display einer Armbanduhr und eine Karte, welche die Bewegungen des Trägers der Uhr aufzeigt. Auf dem Display blinkt eine Warnung auf, die sagt, dass er seinen Bewegungsradius überschritten hat, dass er umgehend zurückkehren soll, da dies sonst schwerwiegende Folgen für ihn haben würde. Professor Wang schmunzelt, sagt: „Diese Waghalsigkeit, dieser Mut sind neu. Die hat er von mir. Und nun zu dir“, meint er, steht auf und nimmt den weissen Kittel von der Stuhllehne, zieht ihn an und geht zum Kühlschrank. Er gibt einen Code ein, öffnet den Kühlschrank und nimmt eine Probe mit der Aufschrift BAM heraus. Er schaut sie lange an

und sagt: „Dir muss ich diese Eigenschaften nicht einimpfen, dir sind sie schon gegeben. Du kommst zurück, so wie du warst.“

Professor Wang verlässt sein Büro, macht, versunken in seine größenwahnsinnigen Gedanken, die schwere Türe hinter sich zu und geht ins Labor. Er hört den Piepston nicht, den ständigen Alarm. Er sieht die Aufforderung nicht, die Warnung, die in grossen leuchtenden Lettern auf dem Bildschirm steht, den Computer vor dem Verlassen des Raumes immer auszuschalten.

Professor Wang legt die Zelle in den Zeugungsapparat, nach einiger Zeit in eine künstliche Gebärmutter und diese dann in den Brutschrank. Er sagt: „Lebe wohl, BAM.“ Er hat den Satz nicht zu Ende gesprochen, als eine gewaltige Explosion das Gebäude erschüttert, den ganzen Komplex, und die nähere und weitere Umgebung dem Erdboden gleichmacht. Chinas Antwort darauf lässt nicht lange auf sich warten.

Er sucht den Ort auf, an dem er damals verschwunden und später wieder aufgetaucht war, begibt sich zur Bushaltestelle Altstadt. Er setzt sich dort auf die Bank unter dem grossen Baum mit den ausladenden Ästen und schliesst die Augen, versucht sich mithilfe der Informationen, die er aus der Zeitung hat, an damals zu erinnern, als er verschwunden war, hier an der Bushaltestelle. Es fällt ihm schwer, sich zu konzentrieren, es ist, als wäre da etwas, das seine Erinnerung zu unterdrücken versucht. Er wehrt sich dagegen, strengt sich an, überwindet die Blockade. Er sieht den Reisedar geparkt bei der Telefonkabine, die chinesischen Touristen, die auf den Car zusteuern, sieht, wie sie ihn in ihre Mitte nehmen – und fühlt einen stechenden Schmerz. Dann endet seine Erinnerung. Sie setzt erst wieder ein, als er, hier, auf dieser Bank, vor Monaten zu neuem Leben erwacht war.

Sein Kopf schmerzt von der Anstrengung, sich zu erinnern. Er öffnet die Augen, schaut Richtung Telefonkabine, das Letzte, was er erblickt hatte in seinem vorherigen Leben. In den Boden vor der Telefonkabine eingelassen sind zwei Messingplaketten. Er steht auf, um sie sich näher anzuschauen. Es stehen die Namen von zwei hier verschwundenen Personen darauf, den beiden, die er aus der Zeitung kennt: der eine ist sein Name, der andere der von BAM, dem bösen alten Mann. Als er sich wieder aufrichtet, fällt sein Blick auf ein von Hand geschriebenes Plakat, angebracht an der gläsernen Telefonkabine. „Warten auf BAM“, steht in grossen Buchstaben darauf. Darunter zu sehen ist das Bild des alten Mannes aus der Zeitung. Es stehen die Namen von Leuten, das Datum und die Uhrzeit, als sie hier auf ihn gewartet haben, auf dem Plakat geschrieben. Er liest die Namen und Daten. Als letzter Eintrag steht: „BAM, bin zurück“; daneben ein Datum und eine Uhrzeit. Er schaut auf seine Armbanduhr, denkt: Da hat sich jemand einen Scherz erlaubt, das kann nicht sein. Würde für den auch keinen Sinn mehr ergeben, geht es ihm durch den Kopf. Es ist niemand mehr da, dem er seine Ideen aufschwätzen kann. Besser so, denkt er. Wäre ein noch ungastlicherer Ort, wenn der seinen Weg fortsetzen könnte. Er

sieht seine Gedanken umgehend bestätigt. Jemand hat mit rotem Lippenstift die Worte „Wehe, er kommt zurück“ auf das Glas der Telefonkabine geschrieben.

Er macht sich auf den Weg zurück in die Stadt, geht die Treppenstufen zur Altstadt hinunter und läuft den See entlang Richtung Neustadt. Er macht sich Gedanken: über das Plakat, den letzten Eintrag darauf, über das Alleinsein, Einsamkeit. Wäre doch schön, jemanden zu haben, mit dem man das Schicksal teilen könnte, denkt er. Oder besser doch nicht, kommt ihm in den Sinn – lieber allein sein als mit jemandem zusammenleben zu müssen wie diesem BAM; zudem einem Mann. Der Gedanke ans Alleinsein, daran, sein Leben hier allein verbringen zu müssen, wird konkreter, wenn er, bei der Quaibrücke angekommen, die toten Enten und Schwäne auf dem Wasser sieht. Er wundert sich über die Pakete in Plastikbeuteln mit den orangen Fallschirmen daran, inmitten der toten Seevögel; wundert sich noch mehr über jene, welche unter der Quaibrücke aufgestapelt sind. Einige davon sind aufgerissen, andere noch zugeklebt. Er schaut in eines der geöffneten Pakete. Darin befinden sich ein Ganzkörperanzug mit integrierter Schutzmaske und eine Anleitung zu deren Handhabung. Auf einer Inhaltsliste stehen noch Jodtabletten, Energieriegel und isotonische Getränke. In den bereits geöffneten Paketen fehlen die Energieriegel, in einem auch das Getränk. Er macht sich Gedanken über das Weshalb – darüber, ob die Person, die die Pakete geöffnet hat, wohl überlebt hat, rechtzeitig weggekommen ist. Er öffnet eines der noch zugeklebten Pakete und entnimmt ihm einen Energieriegel, liest die Angaben auf der Rückseite. Er ist gerade dabei, die Packung aufzureißen, als eine Männerstimme ihn dabei unterbricht: „Die gehören mir.“

Aus der Damentoilette unter der Quaibrücke ist eine junge Frau herausgetreten und schaut ihn misstrauisch an. Er erschrickt bei ihrer Erscheinung, ihrer tiefen Stimme. Sie kommt ihm irgendwie bekannt vor. „Entschuldigung“, sagt er, „das wusste ich nicht“, und legt den Energieriegel wieder zurück.

„Ich erlaube es Ihnen, einen zu nehmen“, sagt die junge Frau. Ihre Stimme und ihre Gestik irritieren ihn. Sie erinnern ihn an etwas, an jemand Unangenehmes: das Gesicht des alten Mannes aus der Zeitung und auf dem Plakat. Die junge Frau trägt die Gesichtszüge des bösen alten Mannes, durchfährt es ihn, sie spricht auch wie dieser.

„Nein danke“, sagt er und will gehen.

„Ich habe Ihnen erlaubt, einen Riegel zu nehmen, aber nicht, zu gehen“, sagt die junge Frau.

Er bleibt stehen, schaut sie an, sagt stotternd: „Ich habe keinen Hunger. Ich wollte nur schauen, was genau es ist.“

„Wenn Sie schon keinen Energieriegel wollen, dann nehmen Sie wenigstens die Jodtabletten“, sagt die junge Frau. „Die sind wichtig für Ihre Gesundheit.“

„Wir brauchen keine Jodtabletten“, sagt er.

„Woher wollen Sie das wissen?“, fragt die junge Frau.

„Ich habe es aus der Zeitung erfahren, wir sind Klone“, sagt er.

„Vielleicht sind Sie einer, woher aber wollen Sie wissen, dass ich einer bin?“, fragt die junge Frau.

„Sie könnten in einer radioaktiv verseuchten Umgebung wie dieser hier gar nicht überleben, wären Sie keiner. Und ich habe in der Zeitung über uns beide gelesen; wer wir sind und woher wir kommen. Nur sollten Sie eigentlich ein bö... ein alter Mann sein, keine junge Frau.“

„So“, sagt die junge Frau, „sollte ich.“

„Sie können es nachlesen. In der Lobby im Parkhotel, nicht weit von hier, liegt eine Zeitung auf einem der Beistelltischchen, wo alles drinsteht“, sagt er.

„So“, sagt die junge Frau, „im Parkhotel? Dann waren das also Sie, der meine Snacks weggegessen hat?“

„Das tut mir leid. Ich wusste nicht, dass es Sie gibt, dass sie Ihnen gehören“, sagt er, schaut auf ihre grossen groben Hände und erinnert sich an die fettigen Fingerabdrücke auf dem Zeitungsrand. Er sagt: „Schön, Sie getroffen zu haben“; schämt sich für die Lüge und will gehen.

„Ich verbiete es Ihnen, wegzugehen“, sagt die junge Frau schroff.

„Sie haben das Sagen hier?“, getraut er sich nach einer Weile zurückhaltend zu fragen.

„Genau“, sagt sie. „Wenn Sie die Zeitung aufmerksam gelesen haben, dann sollten Sie das eigentlich wissen. Sie sollten wissen, dass mein Name BAM ist und ich hier das Sagen habe, der Chef bin. Sie wären dann der Hilfsarbeiter, von welchem ebenfalls in der Zeitung steht. Das würde die Rangordnung eigentlich erklären.“

„Sie waren noch nicht gewählt, als Sie verschwanden“, sagt er.

„Ich wäre gewählt worden, mit Sicherheit, auch ohne Ihre Stimme“, sagt sie.

„Sie sehen nicht gerade aus wie ein alter Mann und viel zu regieren gibt es hier auch nicht, hier sind nur wir zwei“, sagt er.

„Der böse alte Mann wurde mir angehängt“, sagt die junge Frau. „Sie sehen es ja mit eigenen Augen, dass es nicht stimmt, und wir werden mehr sein hier, mit der Zeit.“

„Und wie soll das gehen?“, fragt er.

„Ganz einfach, wir werden uns vermehren, von vorn anfangen“, sagt die junge Frau.

„Ich weiss nicht, ob ich das möchte, ob ich der Richtige dafür bin“, sagt er stotternd.

„Schon vergessen, wer hier das Sagen hat?“

Istanbul, Café Europa

Istanbul, 16.04.2017, Café Europa. Es ist ruhig auf den Strassen heute. Die Leute sitzen zu Hause vor dem Fernseher oder in ihren Stammlokalen und verfolgen die Abstimmung. So auch der Gast am runden Tischchen am Fenster in der Ecke; zusammen mit einem Freund, mit dem er sich jeweils samstags im Café Europa zum Teetrinken trifft. Der Kellner kommt kaum mit dem Servieren nach; der Wirt hinter der Theke kaum mit der Zubereitung der Getränke. Die Gäste sitzen da, schauen alle angespannt in die gleiche Richtung, recken ihre Hälsen. Der grosse Fernseher über ihren Köpfen, auf einem Schrank, ist an.

Orientalische Musik. Eine grosse Menschenmenge vor dem Präsidentenpalast. Ein Laufband kündigt das Resultat der Abstimmung an.

Der Präsident erscheint. Er ergreift das Mikrofon, verkündet lauthals den Sieg bei den Wahlen für die Einführung des Präsidialsystems. Er sagt: „Das Volk hat eine historische Entscheidung getroffen“; behauptet: „Dieses Land hat eine demokratischere Abstimmung gehalten, als sie jemals in irgendeinem anderen Land des Westens vorgenommen wurde“; droht, seine Stimme überschlägt sich, im gleichen Atemzug: „Ich werde jetzt die Todesstrafe einführen. Und wenn das Parlament dagegen stimmt, werde ich das Volk fragen.“

Der Kellner nimmt zwei Gläser Pfefferminztee vom ziselierten silbernen Tablett und stellt sie auf das runde Tischchen am Fenster in der Ecke. Er sagt: „Das war's, das ist das Ende.“ „Na, na, junger Mann“, meint der Gast am Tischchen, „mal den Teufel nicht an die Wand. Wir haben Regierungen kommen und gehen sehen. Wir sind immer noch da, wie du siehst, und uns geht es gut.“ Er tätschelt dabei die Hand seines stummen Gegenübers. Dieser schaut ihn teilnahmslos an.

Der Wirt spricht leise, aber eindringlich mit dem Kellner, wenn dieser zur Theke zurückkommt, um weitere Bestellungen aufzugeben.

Istanbul, Café Europa, in naher Zukunft. Der Fernseher ist an. Orientalische Musik. Eine grosse Menschenmasse. Der Präsident erscheint. Neben ihm seine Frau, mit Kopftuch, ihr Gesicht verschleiert. Er ergreift das Mikrofon, verkündet laut: „Es ist die Pflicht einer jeden Staatsbürgerin, ein Kopftuch zu tragen und ihr Gesicht zu verhüllen. Dies gilt auch für im Ausland lebende Staatsbürgerinnen. Wir würden es ausserdem begrüssen“, sagt er, „wenn Bürgerinnen ausländischer Staaten, die als Gäste in unserem Land weilen, sich unseren Sitten anpassen würden. Ihr habt es euch selbst zuzuschreiben, wenn ihr hier nicht mehr willkommen seid“, mahnt er.

„Nun kann ich meine Frau wieder in der Öffentlichkeit zeigen“, sagt der Gast am runden Tischchen am Fenster in der Ecke und tätschelt die Hand seines stummen Gegenübers.

Istanbul, Café Europa, in naher Zukunft. Der Fernseher ist an. Orientalische Musik. Eine grosse Menschenmasse. Der Präsident ergreift das Mikrofon, verkündet laut: „Ein jeder im Ausland lebende Staatsangehörige und eine jede im Ausland lebende Staatsangehörige sind verpflichtet, eine Erklärung zu unterschreiben, in der sie bekunden, dass sie sich vorbehaltlos zu unserem Staat und zu seiner Autorität bekennen; seine Ideale vertreten, ihrem Heimatland auch im Ausland dienen und im Falle einer Bedrohung für es kämpfen werden – wenn es sein muss, auch ihr Leben hergeben dafür. Eine Ablehnung der Erklärung hätte zur Folge“, droht er, „dass diesen Individuen die Staatsbürgerschaft entzogen wird und sie fortan als Staatsfeinde betrachtet und verfolgt werden. Und wir werden euch kriegen“, überschlägt sich seine Stimme, schreit er ins Mikrofon.

„Wo ist eigentlich der junge Mann geblieben, der uns immer so freundlich und zuvorkommend bedient hat“, fragt der Gast am runden Tischchen am Fenster in der Ecke den Wirt. „Jener, der glaubte, das wäre das Ende“, sagt er, als er vom Wirt keine Antwort erhält. „Für ihn war es das Ende“, sagt der Wirt. „Er ist Kurde.“ „Und wo befindet er sich jetzt?“, fragt der Gast. Der Wirt zuckt mit den Schultern, macht ein besorgtes Gesicht, sagt, verhalten: „Ich hoffe, es geht ihm gut.“ „Weiss der Teufel im Palast“, wirft ein Gast ein. „Nicht so laut“, sagt der Wirt mit gedämpfter Stimme. „Am Ende verliere ich, nebst dem Personal, auch noch meine Gäste.“ „Wir bleiben dir erhalten“, meint der Gast am runden Tischchen am Fenster in der Ecke und tätschelt seinem stummen Gegenüber die Hand. „Danke“, sagt der Wirt, „von zwei Gläsern Pfefferminztee samstags kann ich aber nicht leben.“

Istanbul, Café Europa, in naher Zukunft. Der Fernseher ist an. Orientalische Musik. Eine grosse Menschenmasse. Der Präsident ergreift das Mikrofon. Er gibt, mit Genugtuung in seiner Stimme, bekannt, dass das Volk mit grosser Mehrheit seine Vorlage für die Einführung der Todesstrafe angenommen hat. (Das Parlament hatte die Vorlage zuvor abgelehnt. Sogar einige dem Präsidenten sonst loyal gesinnte Abgeordnete hatten überraschend mit Nein gestimmt. Der Präsident hatte sie nicht einmal gerügt dafür.) „Viel Arbeit für den Scharfrichter und die Beamten im Justizpalast“, meint ein Gast. „Vorbei mit der Gemütlichkeit in Amtsstuben“, sagt er. „Und dann noch dauernd diese Abstimmungen, diese Volksentscheide, und die viele Arbeit, die damit verbunden ist. Ich wünschte mir die Zeit zurück, wo noch das Parlament für uns entschieden hat, die Schuld auf sich nahm.“ „Kommt auf dasselbe hinaus“, meint ein anderer Gast. „Wurde dem Parlament als auch dem Volk von derselben Stelle eingehämmert.“ „Ja, ja“, meint ein weiterer Gast, „es ist nicht mehr, wie es einmal war.“ Der Wirt hält den Zeigefinger auf seinen Mund, sagt: „Pst“, möchte die aufkommende Diskussion beenden. „Es hat auch seine guten Seiten“, meint der Gast am runden Tischchen am Fenster in der Ecke und tätschelt die Hand seines stummen Gegenübers. „Es wurde zwar für einige Zeit recht stressig im Büro, als etliche meiner Arbeitskollegen plötzlich, über Nacht, verschwanden. Ich musste fortan auch berufsfremde Arbeiten ausführen. So auch Wahlzettel von im Ausland lebenden Landsleuten registrieren. War dann aber alles nur halb so schlimm. Ich habe einen neuen Vorgesetzten bekommen. Einen guten. Musste von da an nur noch das Nötigste machen; nur die Neinsager registrieren, durfte deren Stimmzettel hinterher auch gleich dem Schredder übergeben. Ich wurde sogar zum Bürovorsteher befördert. Habe zwar keine Untergebenen – hab dafür auch keine Probleme mit ihnen – und der Lohn ist auch derselbe geblieben. Ich werde es aber in Kürze, bei meiner Pension, merken.“

Istanbul, Café Amerika, in naher Zukunft. Der Fernseher ist an. Orientalische Musik. Eine grosse Menschenmasse. Der Präsident ergreift das Mikrofon. Er wettet gegen die Europäische Union, kritisiert ihren Entscheid, nach dem Volksentscheid für die Todesstrafe die Aufnahmegespräche mit der Türkei endgültig abubrechen. „Wir werden nach Europa kommen“, überschlägt sich seine Stimme, schreit er ins Mikrofon, „das verspreche ich euch!“ Sein zuvor hochrotes Gesicht erhellt sich etwas, wenn er die Masse darüber informiert, dass er einen Vertrag mit dem amerikanischen Präsidenten unterzeichnet hat. Die beiden grossen

Nationen würden zusammenspannen – gemeinsam gegen den IS ins Feld ziehen, um ihn endgültig zu vernichten.

„Wir wären fast vorbeigelaufen heute, hätten dich fast nicht gefunden“, sagt der Gast am runden Tischchen am Fenster in der Ecke zum Wirt und tätschelt die Hand seines stummen Gegenübers. „Weshalb die Namensänderung, weshalb nun das Sternenbanner statt des Sternenkreises auf dem Schild?“, fragt er. „Befehl von oben“, antwortet der Wirt knapp und verschwindet hinter der Theke.

Istanbul, Café Amerika, in naher Zukunft. Der Fernseher ist an. Orientalische Musik. Eine grosse Menschenmasse. Der Präsident ergreift das Mikrofon, verkündet lautstark den Sieg über die Terroristen, den IS; den Tod der meisten ihrer Anführer. Er sei es gewesen, seine Nation, die massgeblich dazu beigetragen habe, die Terroristen zu vernichten; dass es den IS nun nicht mehr gebe, dass es jetzt vorbei sei mit der Angst und dem Schrecken. Er bietet allen übrig gebliebenen Kämpfern, wo immer sie sich auch befänden, freies Geleit an, Aufnahme in eine Nachfolgeorganisation, in seinen Schoss. Er zeigt Verständnis für die Irrgeleiteten, wie er sie nennt. „Es gibt eine Aufgabe für euch, in unserer Mitte, in unserem Reich; ein Weiterleben“, sagt er. „Wenn ihr wollt!“, überschlägt sich seine Stimme, schreit er ins Mikrofon, als wollte er ihm den Kopf abbeissen.

Er fordert die Amerikaner auf, nun den Anführer des Putsches vom Juli 2016 auszuliefern. „Das ist nicht mehr als recht nachdem, was ich und mein Land zur Vernichtung der Terroristen beigetragen haben.“

„Stimmt“, sagt der Gast am runden Tischchen am Fenster in der Ecke und tätschelt die Hand seines stummen Gegenübers. „Die Informationen über die Aufenthaltsorte der Anführer wie auch die Standorte der Waffenlager stammen von uns. Ich habe es mit eigenen Augen gelesen, bevor ich die Akten im Auftrag meines Vorgesetzten dem Schredder übergeben habe.“ „Scheint zurzeit deine bevorzugte Arbeit zu sein“, sagt der Wirt; erschreckt ob seiner eigenen Worte. „Kein Wunder“, sagt ein Gast, „die Regierung hat ja schliesslich zuvor mit den Terroristen zusammengearbeitet; gute Geschäfte gemacht, gewusst, wo sie die Informationen wie auch die Waffen abliefern sollen.“ „Ich muss Sie bitten, das Lokal zu verlassen“, sagt der Wirt zum Gast. „Entschuldigung“, sagt der Gast kleinlaut, „kann ich bezahlen?“ Der Wirt schüttelt den Kopf, geleitet ihn zur Türe. „Ich habe mich zu entschuldigen“, sagt er leise.

Istanbul, Café Amerika, in naher Zukunft. Der Fernseher ist an. Orientalische Musik. Eine grosse Menschenmasse. Der Präsident ergreift das Mikrofon; erklärt sich zum neuen, einzig legitimen und wahren Führer des Islams, des neuen Islamischen Staates, aller Islamisten. „Wenn ihr wollt!“, überschlägt sich seine Stimme, schreit er ins Mikrofon – hebt er den Drohfinger. Er kündigt eine Vorlage zur Einführung der Scharia an. Er verlangt erneut von den Amerikanern, den Anführer des Putsches gegen ihn und sein Land auszuliefern. Er kritisiert den Entscheid der Amerikaner scharf, den Anführer der Putschisten, anstatt ihn der Nation auszuliefern, in Guantánamo zu internieren und ihn an den Internationalen Gerichtshof zu überstellen, falls dieser bereit wäre, ihn zu übernehmen.

Die Gäste des Cafés werden von lautem Motorenlärm vom Geschehen am Fernseher abgelenkt. Sie drehen ihre Köpfe, schauen Richtung Eingang. Vor der Türe des Lokals kommt dröhnend ein schwarzer Sattelschlepper mit einem Schriftzug in arabischen Lettern zum Halten, verdunkelt das Café. Vorne und hinten werden Treppen ausgeklappt. Die Türe zum Café wird aufgestossen. Vermummte, schwarz gekleidete Gestalten stürmen das Lokal. Sie fordern die Gäste auf, ihre Identitätsausweise bereitzuhalten. Einer nach dem anderen wird überprüft, es werden Gäste aus dem Lokal geführt, verschwinden durch die Vordertüre des Sattelschleppers, im Innern des Ungetüms; bleiben für kürzere oder längere Zeit darin und verlassen es dann durch den Hinterausgang. Die meisten mit gesenktem Haupt; laufen gleich weiter, kommen nicht mehr

zurück in das Café, um ihre Rechnung zu begleichen. Ein Gast wehrt sich dagegen, mitzugehen, sagt: „Was hier vor sich geht, ist nicht mit internationalem Recht zu vereinbaren.“ Einer der Vermummten schlägt ihm ins Gesicht. Er wird unsanft abgeführt, verschwindet im Innern des Sattelschleppers. Der Wirt steht am Fenster, schaut hinaus, wartet darauf, dass der Mann hinten wieder herauskommt. Er kommt nicht mehr. Die beiden Männer am runden Tischchen am Fenster in der Ecke sind die letzten Gäste, die kontrolliert werden. Sie zeigen ihre Identitätsausweise. Einer der Vermummten setzt zu einem speziellen Gruss an, welcher von den beiden, wenn auch zögerlich, erwidert wird. Der Gast lächelt sein stummes Gegenüber verlegen an, wenn sich die Vermummten abwenden, tätschelt seine Hand. Als Letzter ist der Wirt an der Reihe, seinen Identitätsausweis zu zeigen. Er wird abgeführt, verschwindet im Sattelschlepper und kommt für lange Zeit nicht mehr heraus. Als er wieder ins Café zurückkehrt, schliesst er es hinter sich ab. Er fängt an, die Tischchen abzuräumen, sagt: „Wir machen Schluss für heute.“ Er hat ein blaues Auge und weitere Wunden im Gesicht, von Schlägen. Wenn er zum runden Tischchen am Fenster in der Ecke kommt, um zu kassieren, erkundigt er sich nach dem speziellen Gruss von vorhin. „Das ist neu, kommt von oben, wird von uns Staatsangestellten verlangt, um dem Führer unsere Loyalität zu zeigen“, sagt der Gast.

Istanbul, Café Amerika, in naher Zukunft. Es ist Sonntag, das Café bleibt geschlossen. Der Wirt sitzt in der winzigen Küche, hört heimlich die Nachrichten von einem ausländischen Sender. Der Internationale Gerichtshof lehne es ab, den angeblichen Putschführer vom Juli 2016 in Haft zu nehmen und ihm den Prozess zu machen, sagt der Nachrichtensprecher. Die Niederlande bieten jedoch an, ihn vorläufig aufzunehmen und ihn unter Hausarrest zu halten, sollte er selbst damit einverstanden sein; so lange, bis genügend Beweise für einen fairen Prozess gegen ihn vorlägen. Des Weiteren werde verlangt, dass Gerüchte, die behaupten, die Regierung selbst habe den Putsch inszeniert, um mit grösserer Gewalt gegen seine Gegner vorgehen zu können, entkräftet würden.

Amerika habe signalisiert, dass es damit einverstanden wäre, den angeblichen Putschführer mit seinem Einverständnis in die Niederlande auszufliegen, sagt der Nachrichtensprecher. Der Kommentar eines Korrespondenten schliesst mit den Worten, dass es dringend nötig sei, den Präsidenten zur Vernunft zu bringen. Dass, wenn es nicht gelänge, einen sich selbst zum Führer einer Weltreligion ausgerufenen Megalomanen mit Herrschaftsansprüchen von seinen wirren Ideen abzubringen, Sanktionen ergriffen werden müssten. Er erinnert daran, wie der Präsident erst kürzlich bei einer internen Veranstaltung Zweifel an Mohammed als Propheten geäussert haben soll, angedeutet habe, dass erst jetzt die Zeit gekommen sei, es jemanden anderer sein werde, der die Welt auf den rechten Pfad führen werde. Der Wirt schaltet das Radio aus, sagt zu sich selbst: „Nichts, rein gar nichts wird ihn davon abhalten.“

Istanbul, Café Amerika, in naher Zukunft. Der Fernseher ist an. Orientalische Musik. Eine grosse Menschenmasse. Der Präsident ergreift das Mikrofon. Seine Stimme überschlägt sich, er schreit ins Mikrofon, verkündet: „Der grösste Feind unseres Landes ist tot, der grösste Terrorist der Welt ist nicht mehr, die Welt ist befreit von einem grossen Übel! Es waren nicht wir“, sagt er, „aber wir hätten es getan, wären uns nicht die Hände gebunden gewesen.“ Er bedauert die zweihundert amerikanischen Soldaten, die ums Leben gekommen waren, als die Maschine mit dem Staatsfeind Nummer eins an Bord abgeschossen wurde. „Hättet ihr ihn an uns ausgeliefert, anstatt ihn, getarnt in einem Truppentransporter, in ein fremdes Land zu fliegen, wären die Soldaten noch am Leben“, sagt er. Er bedankt sich bei den Unbekannten, die den Anführer der Putschisten zur Strecke gebracht haben; spricht gleichzeitig den Angehörigen der getöteten zweihundert Soldaten sein Beileid aus, versichert ein weiteres Mal, dass, wenn sie es gekonnt hätten, ihren Tod, den Tod von Unschuldigen, vermieden hätten. Der Wirt schaltet den Fernseher ab, sagt: „Ich vertrage diesen Lärm

nicht mehr.“ Der Gast am runden Tischchen am Fenster in der Ecke, lächelt ihm zu, tätschelt die Hand seines stummen Gegenübers.

Istanbul, Café Russia, in naher Zukunft. Der Fernseher ist an. Der Nachrichtensprecher verkündet, dass der Parlamentspräsident und sein russischer Amtskollege ein Papier unterzeichnet hätten, über die enge Zusammenarbeit ihrer beiden Nationen bei der Bekämpfung verbliebener Terroristen, nachdem Amerika die Zusammenarbeit mit ihrem Land aufgekündigt habe. Es wird ein Video eingespielt, in welchem der Führer seinen Landsleuten den Bruch Amerikas mit seinem Land erläutert. Er verurteilt die Haltung Amerikas der grossen Nation gegenüber. Umso mehr, als Russland Beweise vorgelegt habe, die zeigten, dass Rebellen einer abtrünnigen ehemaligen Sowjetrepublik für den Abschuss der Maschine verantwortlich seien. Dass es Hinweise gebe, dass die Maschine mit einer Rakete aus alten Beständen der USSR-Armee abgeschossen wurde. Der Präsident bedankt sich bei Russland dafür, dass es nach dem Abgang der Amerikaner in die Lücke gesprungen sei bei der so wichtigen Bekämpfung von Terroristen.

„Schon wieder ein neues Signet“, sagt der Gast am runden Tischchen am Fenster in der Ecke zum Wirt. „Die Sterne, egal woher, haben mir aber besser gefallen als das banale Weiss, Blau, Rot.“ „Und du musst jetzt, in deinem Alter, auch noch Russisch lernen“, meint der Wirt. „Das nicht gerade“, sagt der Gast, „mir war jedoch die Arroganz der Amerikaner lieber als die Unverfrorenheit der Russen. Auch war deren Englisch wenigstens verständlich. Was soll's, nicht mehr lange für uns beide“, sagt er und tätschelt die Hand seines stummen Gegenübers.

Istanbul, Café Russia, in naher Zukunft. Der Fernseher ist an, die Nachrichten werden vorgelesen. Amerika hat sich mit China überworfen, steht an der Grenze zu Nordkorea, das über seinem Territorium eine amerikanische Passagiermaschine abgeschossen hat. Die, nordkoreanischen Angaben zufolge, unterwegs gewesen war, um den Präsidenten und seine Gefolgschaft zu eliminieren, somit Chaos auszulösen und es oppositionellen, von Amerika gesteuerten Kräften zu ermöglichen, das Land zu übernehmen. Gemäß amerikanischen Angaben waren an Bord des Flugzeugs Fallschirmspringer und Schützen gewesen, die an einem sportlichen Anlass in Südkorea hatten teilnehmen wollen. Die Maschine sei über südkoreanischem Gebiet von nordkoreanischen Abfangjägern in den nordkoreanischen Luftraum abgedrängt und dort abgeschossen worden. Die Lage spitze sich zu, sagt der Nachrichtensprecher, umso mehr, als sich Russland auf die Seite Chinas gestellt habe. Amerika habe Europa um Beistand gebeten. Europa jedoch zögere. Einzig England habe sich anboten, amerikafeindliche arabische Staaten in Schach zu halten, welche versucht sein könnten, die Situation auszunutzen. Auf diese Weise halte England Amerika den Rücken frei.

Das Programm wird unterbrochen. Eine Rede des Führers wird angekündigt. Er sitzt im Präsidentenpalast, auf einem thronähnlichen Stuhl, und prangert die verfehlte amerikanische Politik an; sagt, dass seit der Einsetzung des neuen amerikanischen Präsidenten Europa stark vernachlässigt wurde; dass ihn nicht interessiere, was auf der anderen Seite des Atlantiks vor sich gehe. Dass einseitige Handelsbeschränkungen die Distanz zu Europa noch zusätzlich vergrössert hätten. Er zeigt Verständnis für die europäische Zurückhaltung, sagt, dass der Zusammenhalt, der Schulterschluss europäischer Staaten, deshalb umso dringlicher sei, ungeachtet der Differenzen betreffend religiöser und ethnischer Zusammengehörigkeit. Er regt eine Konferenz an, wo diese Differenzen separat bereinigt werden sollen, wo Fragen ethnischer Zugehörigkeit, vor allem jedoch die Stellung der Muslime, des Islamismus in Europa diskutiert werden sollen. „Gebt den Muslimen, gebt dem Islam in Europa eine Stimme, und ihr werdet Frieden haben“, überschlägt sich seine Stimme, schreit er ins Mikrofon. „Wir müssen uns zusammenraufen, uns zusammmentun, jetzt erst recht, wo es am anderen Ende der Welt brennt“, meint er, „und nicht auch noch im Chaos versinken.“ Er regt eine Konferenz in Nord-Nikosia auf Zypern an; lässt erkennen, dass er einer Vereinigung der geteilten Nation

nicht mehr abgeneigt sei. Er lädt die Präsidenten aller Länder Europas und deren Aussenminister zu der Konferenz ein; regt an, dass gleichzeitig in deren Parlamenten, unter Teilnahme muslimischer und islamischer Kräfte, diskutiert wird, um auf diese Weise noch während der Konferenz Resultate erzielen zu können. Als neutralen Schiedsrichter lädt er Russland, den russischen Präsidenten, ein.

„Dann dürfen wir unser Lokal vielleicht wieder Café Europa nennen“, sagt der Wirt und stellt zwei Gläser Pfefferminztee auf das runde Tischchen am Fenster in der Ecke. „Und wir kriegen unseren Sternenkreis wieder“, meint der Gast und tätschelt die Hand seines stummen Gegenübers.

Istanbul, Café Russia, in naher Zukunft. Der Fernseher ist an. Orientalische Musik. Der Führer tritt ans Rednerpult in einem Konferenzzentrum in Nord-Nikosia. Er rechtfertigt die Geiselnahme der Präsidenten Europas und deren Aussenminister, die Besetzung der Parlamente europäischer Staaten, die Geiselnahme der Parlamentsabgeordneten durch islamisch-muslimische Kräfte. „Es ist von Gott so gewollt, von Allah“, sagt er ins Mikrofon, bemüht staatsmännisch und doch eine Spur zu laut dafür. Es sei ihm von oben anvertraut worden, die göttliche Ordnung wiederherzustellen, die Menschheit wieder auf den rechten Pfad zu bringen, der Zügellosigkeit und dem Laster, das sich ausbreitet, Einhalt zu gebieten. „Ich nehme die Aufgabe gerne und mit Dankbarkeit an“, flüstert er ins Mikrofon. „Die Zeit ist gekommen“, überschlägt sich seine Stimme, reißt er sein Maul auf, unterstreicht er das Gesagte. Dann überlässt er das Mikrofon seinem Generalstabschef und zieht sich zurück, taucht auf einer Empore wieder auf, schaut von dort auf die Anwesenden herab. Der Generalstabschef warnt vor Versuchen, den Führer in seinem von Gott gewollten Tun zu stoppen. Er verweist auf Waffen in ihrem Besitz und auf deren Sprengkraft – er vermeidet das Wort Atombombe, es ist trotzdem unmissverständlich, wenn er sagt: um ganz Europa augenblicklich auszulöschen. „Und wir werden nicht zögern, Allahs Wille auszuführen“, ruft der Führer von der Empore. Er lässt die Präsidenten und ihre Aussenminister Papiere unterzeichnen, welche sein Land als Teil der Europäischen Union anerkennen und Europa wiederum als Teil des neuen Osmanischen Reiches, welchem er als Führer und Sultan, als geistliches Oberhaupt, vorstehe. Der Generalstabschef übergibt das Mikrofon einem Religionswissenschaftler, tritt, mit einer tiefen Verbeugung vor dem Führer, ab. Der Religionswissenschaftler bezweifelt die gängige Meinung von Mohammed als von Gott gesandt; gibt an, Hinweise zu haben, dass erst jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, dass Allah einen Propheten auf die Erde schickt, um sie von ihren Lastern zu befreien. Er verspricht, in naher Zukunft schlüssige Beweise dafür vorzulegen. Er schliesst seinen Vortrag mit einer tiefen Verbeugung vor dem Führer und überlässt das Mikrofon dem Sprecher des Palastes. Dieser gibt die Weihung des Führers aller gottgläubigen Religionen in zwei Tagen bekannt. „Und es wird mein Bestreben sein, alle Irrgläubigen zu bekehren und auf den rechten Weg zu führen“, ruft der Führer von der Empore. Der Sprecher des Palastes lädt den Papst und alle anderen Oberhäupter der Kirchen ein, der Feier beizuwohnen; weist gleichzeitig auf die Folgen hin, die ihr Fernbleiben auf ihre Gemeinschaften und ihre zukünftige Rolle in der neuen Ordnung haben könnte.

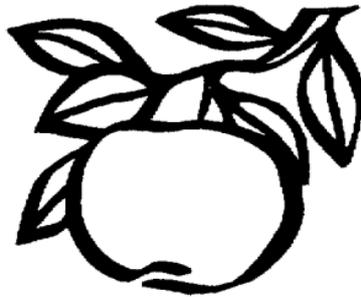
„Das war es. Das ist das Ende. Diesmal wirklich“, sagt der Wirt und macht den Fernseher aus. Ein junger Mann betritt das Lokal, sagt, er sei hier wegen der neuen Beschriftung und Umbenennung in Café Europa. „Daraus wird nichts“, sagt der Wirt. „Weshalb?“, fragt der junge Mann. „Siehst du nicht fern, hörst du keine Nachrichten?“, fragt der Wirt. „Schon“, sagt der junge Mann. „Was solls, das Leben geht weiter, uns geht es gut, wir sind die Gewinner.“ Der Wirt schüttelt den Kopf, sagt: „Und außerdem, wir schliessen morgen. Es ist Schluss, endgültig“, ruft er in Richtung des runden Tischchens am Fenster in der Ecke. „Getränke sind morgen gratis, und die Stühle, auf denen ihr sitzt, könnt ihr dann auch gleich mitnehmen.“ Und leise: „Auf denen ihr das Ganze ausgesessen habt.“ Der Gast am Tischchen am Fenster in der Ecke bedankt sich mit einem Lächeln, tätschelt die Hand seines stummen Gegenübers.

Istanbul, Café Russia, in naher Zukunft. Der Fernseher ist an. Orientalische Musik. Eine Laufschrift kündigt das grosse Ereignis morgen an, die bevorstehende Ankunft des Führers, in Kürze; zurück von seiner göttlichen Mission. Der einzige besetzte Tisch im Café ist jener am Fenster in der Ecke. Normalerweise kommen die beiden nur samstags. Heute jedoch ist es gratis und die Stühle dürfen sie auch gleich mitnehmen. Die Stadt ist ungewöhnlich geschäftig für einen Sonntag. Sie wird herausgeputzt für den grossen Tag morgen. Die Musik wird unterbrochen, die baldige Ankunft der Maschine des Führers wird angekündigt. Der Wirt nimmt die wenigen übrig gebliebenen Münzen aus der Kasse, steckt sie in seine Kitteltasche. Sagt: „Ich glaube, wir machen dicht, da kommt niemand mehr, das war es.“ Der Gast am Tischchen beim Fenster in der Ecke tätschelt seinem stummen Gegenüber die Hand. Die beiden erheben sich, nehmen ihre Stühle, verabschieden sich vom Wirt, wollen gehen. Draussen am Himmel ist der Lärm eines Flugzeugs im Landeanflug zu hören. „Das wird er wohl sein“, sagt der Wirt. „Um diese Zeit kommen sonst keine. Das muss die Maschine des Führers sein.“ Der Gast mit seinem stummen Freund steht an der Türe, schaut noch ein letztes Mal zurück. „Lebt wohl“, sag der Wirt, während gleichzeitig eine gewaltige Explosion am Himmel zu hören ist. Ein Sprecher im Fernsehen verkündet, seine Stimme überschlägt sich, schreit: „Unsere Nation wird von einer fremden Macht angegriffen!“ Ein Wrackteil der abstürzenden Präsidentenmaschine zischt durch die Luft, erschlägt den Gast, seinen stummen Freund und den Wirt, der die beiden nach draussen begleitet hat. Der Himmel über Istanbul verdunkelt sich. Eine Armada von Bombern entlädt seine zerstörerische Fracht. Das Café Europa, Amerika, Russia ist nicht mehr. Es liegt, und mit ihm die ganze Stadt, das ganze Land, das neue Osmanische Reich, in Schutt und Asche.

Die Gesichter der Bewaffneten im Konferenzraum in Nord-Nikosia, wo die Präsidenten Europas und ihre Aussenminister festgehalten werden, verdunkeln sich bei dem, was ihnen in den Nachrichten im Radio zu Ohren kommt. Sie richten die Waffen auf ihre Geiseln. Der Präsident von Russland erhebt sich, sagt: „Euer Führer ist nicht mehr, ebenso eure Nation. Es ist niemand mehr da, um euch zu befehligen; ebenfalls nicht, um euch zu beschützen. Auch niemand, um euch davon abzuhalten, uns jetzt zu töten. Ihr aber werdet die Nächsten sein. Ich versichere euch freies Geleit, wenn ihr es nicht tut. Dasselbe gilt, glaube ich, sagen zu dürfen, für eure Kollegen in den Parlamenten Europas.“ Er schaut in die Runde. Seine Amtskollegen nicken allesamt. Der Anführer der Bewaffneten öffnet einen Koffer. Er nimmt einen Hörer ab und telefoniert mit seinem Vorgesetzten. Nach einer Weile legt er den Höher wieder auf, schaut zum russischen Präsidenten hinüber und nickt. Er weist seine Leute an, die Waffen niederzulegen. Die Präsidenten Europas und ihre Aussenminister stehen einer nach dem anderen auf und begeben sich zum Präsidenten von Russland, schütteln ihm die Hand; einige von ihnen haben Tränen in den Augen, manche umarmen ihn.

Anderntags wird der Präsident von Russland in den Zeitungen als der Befreier, der Retter Europas gefeiert; wird als ein grosser Staatsmann bezeichnet. Der Einzige, dem es auch gelingen könnte, Amerika und seine Widersacher zu versöhnen; und so den Frieden in die Welt zu bringen. Er ist da, wo er immer schon sein wollte, und hält die Fäden fest in der Hand.

Bildungsgang Literarisches Schreiben trägt Früchte



Kursleitende

Experimentelles Schreiben
Erzählendes Schreiben
Szenisches Schreiben
Lyrisches Schreiben

Barbara Geiser
Ruth Schweikert
Viola Rohner
Rolf Hermann

wintergedicht

die tage kurz
nicht viel zu tun
die nächte lang
zeit zum ruhn

wo sind die schwalben hin
wohin das murmeltier
wo bleiben nur die farben
das spriessen und blühn

säen reifen ernten ruhn
frühling sommer herbst vergangen
friedlich legt die natur sich hin
neigt das jahr sich seinem ende

breitet schützend eine decke nun
über friedvoll schlafend land

B L U T E N

„Warum? Sie hat niemandem etwas getan!“, steht in grossen Buchstaben auf der Frontseite der Zeitung, welche die Passagierin gegenüber der alten Dame in den Händen hält. Das kleine Mädchen neben der Zeitungsleserin schaut unverhohlen neugierig die alte Frau an.

Das Mädchen greift an seine Nase, reibt daran. Die Nase fängt an zu bluten. Das Mädchen gleitet mit der Zunge über seine Oberlippe, leckt das Blut ab, als wäre es Rotz – dabei lacht es die alte Frau an. Panik erfasst die alte Frau. Sie schiesst von ihrem Sitz auf, hastet zum Ausstieg und verlässt den Zug überstürzt an der nächsten Haltestelle. Sie lässt sich dort auf eine Bank fallen, sinkt in sich zusammen.

Eine Passagierin greift zum Mobiltelefon, wählt die Nummer 117.

Die junge Polizistin setzt sich neben die alte Frau auf die Bank. „Fehlt Ihnen etwas?“, fragt sie. „Brauchen Sie Hilfe, einen Arzt vielleicht?“

Die alte Frau schüttelt den Kopf.

„Wo sind Sie zu Hause?“, fragt die Polizistin.

„Im Altersheim Grünau.“

„Da waren wir erst gerade“, sagt die Polizistin. „Traurig, nicht? Haben Sie sie gekannt?“, fragt sie.

„Wir sind in die gleiche Klasse gegangen. Vor fünfzig Jahren. Hatten uns jedoch seither aus den Augen verloren.“

„Wie lange wohnen Sie schon in der Grünau?“, möchte die junge Polizistin wissen.

„Seit ein paar Tagen.“

„Soll ich Sie nach Hause begleiten?“

Die alte Frau schüttelt den Kopf.

„Sie können hier nicht einfach so sitzen bleiben. Wir werden sonst noch mehr Anrufe bekommen, von Leuten, die sich um Sie Sorgen machen“, sagt die Polizistin. „Ich kann Sie auch schlecht mit auf den Posten nehmen. Sie haben nichts Unrechtes getan.“

„Ich war es. Ich habe sie getötet.“

„Sie?“, fragt die Polizistin erstaunt. „Sie haben sich seit fünfzig Jahren nicht mehr gesehen, wie Sie gerade sagten. Sie müssen damals noch Kinder gewesen sein. Teenager.“

„Du kneifst diesmal nicht“, sagt die Lehrerin zu Albert. „Einige deiner Mitschüler, die ans Gymnasium gehen, wirst du aus den Augen verlieren. Du kommst zur Schulabschlussfeier“, sagt sie, in einem Ton, als wäre es ein Befehl.

Albert nickt.

„Danke, Albert“, sagt die Lehrerin.

„Ziehst du den kurzen knappen Rock an und die Bluse, durch die man deinen BH sehen kann?“, fragt Hedi ihre Banknachbarin Carla.

Carla sagt nichts, greift sich zwischen die Beine.

„Jene, die du auf Sonias Geburtstagsparty getragen hast. Oder erlauben es deine Eltern nicht mehr?“

„Die wissen nichts davon“, sagt Carla.

„Das hat schräg ausgesehen, als du ankamst in deinem altmodischen Mantel und was dann darunter zum Vorschein kam, als du ihn ablegtest. Alle Buben waren verrückt nach dir. Jeder wollte dich nach Hause bringen. Kein Wunder, dass Sonias große Schwester Angst um dich hatte. So wie du die Buben giggerig gemacht hast.“

Carla reibt sich zwischen den Schenkeln, fängt an, schwer zu atmen.

„Das hätte ich dir damals nie zugetraut; tue es heute noch nicht. Wir gehen zusammen hin, oder? Diesmal werde ich dich beschützen.“

„Weshalb tanzst du nicht?“, fragt Hedi. „Wieso ziehst du das Jäckchen nicht aus? Es ist ziemlich heiss hier drin.“

„Mir ist nicht danach“, sagt Carla. „Mir ist komisch.“

„Das werden die Buben aber bedauern. Die hätten gern einen Blick auf deinen BH und dein Höschen geworfen, während du tanzst.“

Die Lehrerin hat Albert zum Tanzen geholt. Er ist die ganze Zeit nur herumgestanden. Sie hat es jedoch schnell wieder aufgegeben, als sie sah, wie ungeschickt er sich anstellte. Und wie ihm nicht wohl war dabei. Er hat sich dann zurückgezogen, hat sich an eine Wand gelehnt und getan, als gehöre er nicht dazu.

„Willst du nicht doch mittanzen?“, fragt Hedi Carla. „Du kannst ja mit mir tanzen. Wir machen etwas Langsames.“

„Ich mag nicht“, sagt Carla. „Ich möchte nach Hause. Mir ist nicht wohl.“

Ein Junge kommt, zieht Hedi weg von Carla, auf die Tanzfläche. Hedi ziert sich. „Ich glaub, ich bringe Carla besser nach Hause“, sagt sie zu dem Jungen, „ihr ist nicht wohl.“

„Die ist dir also wichtiger als ich“, sagt der Junge. „Sowieso, das kann Albert machen. Der steht hier nur herum. Der ist froh, wenn er gehen kann.“

„Albert kann dich nach Hause bringen“, sagt Hedi, „es ist ihm recht.“

„Ich finde meinen Weg selbst nach Hause“, sagt Carla enttäuscht.

„Ich wäre sowieso gleich gegangen“, sagt Albert, kaum hörbar. „Es liegt auf meinem Weg.“

„Nein“, sagt Carla, „ich finde meinen Weg selbst.“

„Albert wird dich nach Hause begleiten“, sagt die Lehrerin, die zu der Gruppe gestossen ist und das Geschehen mitbekommen hat. „Das ist besser so“, meint sie. „Ich vertraue auf dich, dass du Carla sicher nach Hause bringst“, richtet sie sich an Albert.

„Du blutest“, sagt Albert. „Da läuft Blut dein Bein hinunter.“

Carla wird es ganz anders. Es ist einfach so gekommen, ohne ihr Zutun, ohne dass sie etwas dagegen hätte tun, es hätte zurückhalten können. Sie ist heftig erschrocken dabei, es nicht selbst bestimmen zu können, nicht Herrin über ihren Körper zu sein. „Du sagst niemandem etwas, du behältst das für dich“, sagt Carla bestimmt.

Albert nickt, fast unmerklich.

„Schwör“, sagt Carla. Ihre Stimme überschlägt sich.

Albert steht da, reagiert nicht.

„Du sagst niemandem etwas“, sagt Carla, „sonst –“ Sie hat Schwierigkeiten, sich zu kontrollieren. „Ich finde meinen Weg von hier selbst nach Hause“, meint sie dann.

„Die Lehrerin erwartet, dass ich dich nach Hause begleite“, sagt Albert.

Carla nimmt eine Leggings aus ihrer Umhängetasche und zieht sie sich hastig an.

„Du bist ganz blutig hinten“, sagt Albert.

„Was schaust du hin“, sagt Carla verzweifelt. „Du sagst niemandem etwas!“ Sie hat Tränen in den Augen.

Albert nickt.

„Du sagst nichts, sonst –“, sagt Carla.

„Was machst du nächste Woche?“, fragt sie nach einer Weile, ihre Stimme noch immer zittrig. „Können wir uns sehen?“

„Ich werde ausschlafen und Mathe üben. Damit ich es vielleicht nächstes Jahr ans Gymnasium schaffe.“

„Ich helfe dir dabei. Wir können uns in der Bibliothek treffen, wenn du willst“, sagt Carla.

„Stimmt etwas nicht mit deiner Frau?“, fragt die Nachbarin. „Ich musste heute die Kleine verarzten. Sie hat stark geblutet. Carla blieb die ganze Zeit über, während ich die Wunde versorgte, verschwunden. Es ist nicht das erste Mal.“

Albert zuckt mit den Schultern.

„Du solltest dich etwas mehr um deine Frau kümmern“, sagt die Nachbarin. „Es fällt langsam auf.“

„Wohin gehst du?“, fragt Esther.

„Wohin gehst du?“, plappert Karl nach.

„Das wisst ihr doch. Eine Freundin besuchen.“

„Weshalb bleibst du immer so lange weg?“, fragt Karl.

„Weil ... Sie wohnt in einer anderen Stadt, weit weg von hier. Ich muss die Bahn nehmen, um zu ihr zu gelangen.“

„Wieso kommt sie nicht mal zu uns?“, fragt Esther.

„Das frage ich sie auch jedes Mal“, sagt Carla. „Sie hat immer eine Ausrede.“

„Weshalb nimmst du uns nicht mit zu ihr?“, meint Esther.

„Das wäre viel zu langweilig für euch. Ihr möchtet euch sicher nicht einen ganzen Nachmittag lang Frauengespräche anhören.“

„Nimmst du mich mit, wenn ich gross bin, wenn ich selber eine Frau bin?“, fragt Esther.

„Wer weiss? Vielleicht hast du dann aber ganz andere Interessen.“

„Darf ich auch mit, wenn ich gross bin?“, fragt Karl.

„Wenn du dann noch willst“, sagt Carla.

„Ich bin aber keine Frau“, sagt Karl.

„Vielleicht ist sie ja dann verheiratet und hat einen Mann“, sagt Esther.

„Genau“, sagt Carla. „Dann könnt ihr Männer euch zusammensetzen und über uns Frauen schimpfen und wir Frauen über euch Männer.“

„Schimpfst du denn auch über Papa, wenn du mit ihr zusammen bist?“, will Karl wissen.

„Der macht ja nie etwas“, sagt Esther. „Dann macht er auch nichts, worüber man schimpfen kann.“

„Genau“, sagt Carla. „Auf Wiedersehen, ihr Lieben. Und folgt dem Papa schön.“

„Das müssen wir nicht“, sagt Esther. „Der sagt sowieso nie etwas.“

„Trotzdem“, sagt Carla. Sie küsst Esther und Karl auf die Stirn und geht.

Sie zieht ihren altmodischen Mantel aus, dann ihre durchsichtige Bluse und den kurzen, knappen Rock, langt sich zwischen die Beine, reibt und fängt an, schwer zu atmen. Dann stoppt sie. „Was ist mit dir los heute, willst du dich nicht ausziehen?“, fragt Carla den jungen Mann, der mit ernster Miene auf der Bettkannte sitzt.

„Können wir reden?“, fragt der junge Mann.

„Das ist nicht Teil unserer Abmachung“, sagt Carla. „Das sieht unser Geschäft nicht vor.“

„Ich habe mich in dich verliebt“, sagt der junge Mann.

„Das sieht unser Geschäft noch viel weniger vor“, sagt Carla. „Ich bezahle dich, um mein Verlagen zu befriedigen. Das ist alles.“

„Ich habe aber mehr zu geben, etwas, das nicht käuflich ist. Zuneigung, Zärtlichkeit. Liebe.“

„Dafür brauche ich dich nicht, dafür komme ich nicht hierher. Ich habe einen Mann; verschwende sein Geld mit dir. Ich bereue es nicht. Es ist mir egal. Ich habe zwei Kinder, die mich gern haben – die mich brauchen. Von dir brauche ich nur, was ich umsonst nicht bekommen kann.“ Carla zieht sich an und geht.

Sie läuft durch die Stadt; sie ist wütend. Sie schaut sich die Schaufenster an, um sich abzulenken. Es ist das erste Mal, dass sie nicht bekommen hat, was sie braucht. Sie ist wütend auf den jungen Mann, der es verdorben hat, wütend auf sich selbst, weil sie Persönliches preisgab. In einem Park setzt sie sich auf eine Bank, versucht sich zu beruhigen. Sie greift sich zwischen die Beine, fängt an zu reiben. Sie hört auch nicht auf, als eine alte Frau mit ihrem Hündchen den Weg entlangkommt. Die alte Frau bleibt vor der Bank stehen, schaut ihr zu; zieht den Hund zurück, der an Carla zu schnuppern beginnt. Carla schaut der alten Frau in die Augen, intensiviert dabei ihr Treiben, fängt heftig an zu atmen. Die alte Frau schüttelt den Kopf und geht, zieht das widerstrebend mitkommende Hündchen hinter sich her. In der Ferne ist Sirenengeheul von der Ambulanz und der Polizei zu hören.

Auf dem Weg zum Bahnhof hört Carla, dass sich im Kreis vier ein Mann aus dem Fenster gestürzt, sich dabei den Schädel zertrümmert hat.

„Ist etwas vorgefallen in der Stadt? Du bist heute so ruhig, weißt sonst immer so viel zu berichten hinterher“, sagt Albert vor dem Fernseher sitzend.

Carla schweigt. Sie steht in der offenen Küche, trocknet eine Glasplatte ab und starrt, über die Schulter von Albert, auf den Bildschirm; in ihrem Kopf das Bild eines zertrümmerten Schädels. Im Fernsehen wird über den Film Carrie diskutiert, der gerade im Kino läuft. Es wird, wenn auch verschwommen, die Szene gezeigt, in der Carrie unter der Dusche, im Beisein ihrer Schulkameradinnen, ihre erste Monatsblutung hat.

Albert schaltet den Fernseher ab, sagt: „So etwas gehört nicht in die Öffentlichkeit, darüber redet man nicht.“ Carla gleitet die Glasplatte aus den Händen. Sie fällt auf den Boden und zerbricht mit einem lauten Knall.

„Ihre schulischen Leistungen sind sehr gut. Ihre beruflichen Qualifikationen hervorragend“, sagt der Personalchef über ihre Akte gebeugt. „Sie waren verheiratet, haben zwei Kinder“, liest er. „Wer schaut nach den Kindern, wenn Sie arbeiten gehen?“

„Das Sorgerecht ist beim Vater“, sagt Carla leise.

„Sie müssen sehr jung gewesen sein, als Sie geheiratet haben, wenn ich mir Ihren Jahrgang anschau“, meint er. Er blickt auf, sieht sie fragend an.

Carla erwidert nichts.

„Sie waren einige Jahre weg vom Beruf“, sagt der Personalchef. „Haben Sie sich während der Zeit weitergebildet?“, fragt er. „Es steht nichts in Ihrer Bewerbung.“

„Nein“, sagt Carla.

„Da gibt es einen Eintrag im Strafregister, wegen unterlassener Hilfeleistung bei einem Verkehrsunfall. Das Opfer ist verblutet. Gibt es eine Erklärung dafür?“, fragt der Personalchef.

„Nein“, sagt Carla brüsk.

„Ich kann Ihnen keine grosse Hoffnung auf den Job machen“, sagt der Personalchef. „Für diese Aufgabe ist ein guter Leumund sehr wichtig, müssen Sie wissen. Sie bekommen auf jeden Fall Bescheid von uns. Auf Wiedersehen.“

„Carla, Liebes, bist du frei? Da war ein Anruf. Lämmelchen möchte dich sehen.“

„Gut. Wo will er es jetzt haben?“

„Auf dem Dach. Dann seid ihr immerhin draussen an der frischen Luft. Wenn die Leute wüssten, wie übel Männer in Anzug, weißem Hemd und Krawatte riechen, wenn sie ihre Sachen ablegen.“

„Und wie der kühle, aufrechte Geschäftsmann zum geifernden, winselnden Wicht wird, entblösst, nur in schmutziger Unterhose“, meint Carla nachdenklich.

„Ach komm, tu nicht so, sag nicht, dass es dir nicht auch gefällt. Keine wird so oft verlangt wie du, wenn es ums Perverse geht. Und die Begründung ist immer, dass die Kundschaft glaubt, dass du so authentisch rüberkommst, so ungekünstelt.“

„Du hier! Ich dachte, du seist gut verheiratet, wohnst in einer Prachtvilla an der Goldküste. Hat er es herausgefunden?“

„Ich habe es ihm gesagt, bevor ich bei ihm eingezogen bin – dass ich schuldig geschieden bin und meinen Lebensunterhalt als Prostituierte verdiene.“

„Und da hat er dich fallenlassen?“

„Er hat mir seine Liebe bestätigt, bekräftigt, dass er mich will – gesagt, dass ihn meine Vergangenheit nicht interessiere.“

„Und trotzdem ist es dann auseinandergegangen?“

„Er hat mich seiner Familie vorgestellt. Jemand aus der Familie hat herausgefunden, dass ich einen Eintrag im Strafregister habe.“

„Du! Einen Eintrag im Strafregister? Weswegen? Hurerei ist nicht strafbar.“

Carla schweigt.

„Und da wollte er dich dann doch nicht mehr? Wollte er nicht mit einer Delinquentin verheiratet sein, einer Kriminellen?“

„Er hat zu mir gestanden. Es war seine Familie. Das Opfer damals gehörte zur erweiterten Familie.“

„Und das konnte die Familie schlicht nicht akzeptieren, nicht in diesen Kreisen. Der gute Ruf hat es nicht erlaubt. Verheerend, für dich und für ihn. Und du konntest nicht mehr zurück? Immerhin, du warst das beste Pferd im Stall.“

„Vielleicht. Ich habe mich anders entschieden.“

„Und was hast du gemacht seither, wo warst du die ganze Zeit? Du bist einfach von der Bildfläche verschwunden, warst weg. Wir dachten, du führst nun das Leben einer Lady, willst mit Leuten wie uns nichts mehr zu tun haben. Obwohl – wir konnten es uns schwer vorstellen.“

„Ich bin weggegangen, brauchte Abstand, eine neue Umgebung, neue Gesichter; habe anderswo angeschafft, anspruchslosere Kundschaft bedient.“

„Das heisst, wir sind jetzt Kolleginnen. Willkommen auf der Strasse. Und was bringt dich zurück? Was bringt dich gerade hierher?“

„Ich habe das Leben in der Provinz nicht mehr ertragen. Ich bin das Stadtleben gewohnt. Und schau mich an; schau, was aus mir geworden ist.“

„Ach Liebes, lass dich in den Arm nehmen.“

milch trockenschaumhell-
 mornet un braun rand
 aufgen 6:00 be achseit ein rotem
 das schmerztet jegetuch-
 auf weisses dengebla kreuz

vom oder es häng, wind doch geen-
 beheiwisden wegt matsenro
 vernichtresen weht ohgenköp
 merne auf fe, nicht schlecht schnee es

gibt dann über re nichts aber den gung-
 trau son tisch grass, reighen wer
 es erstrahlen flat, es len ist tert
 wenn bäuch die zwitsch sich lings auf ert

abends übergestampft den as-
 frühling eine grosphalt mei
 klatsch und noch vor se-
 spinnebauch klimpert erscheinehuscht,
 als wären ein deder

in genen ab nenwin hat schied
 wand den mannen fühlt sich vermen
 sich imbrennt undfeucht unter oder ein-
 an grund er tauch, schlanghex tränkten

ineisdiever mehr endlos gangen
 bergabend, son und festheit glatt
 en sichne auf es bricht es nie-
 der weissen nicht windendschnee

see dischsonne ne er abendblinzelt
 bete adernlaune in kaland
 wo zerklüf ausgena einst über-
 ten, das trockfluss ermür

inwändenwohnung dersech
 meiner mit unziger nerung
 grossttante zählig jahre,
 en antinagen schrank
 die stunde ren den bei

undenteinem am teppich crêpe-
 er abendspiel ausgedünnen
 sonnetesie stat tetori-
 unter oft auf war, gangszig ihr eun

erhuten gifern, tarweh rerap
 und-so-gab-die ihre zum strohbest

Weg

Mathias: Vorgesetzter

Gerhard: Mitarbeiter

Henry: Mitarbeiter

Warte

(Im Büro. Mathias wird mit einer Waffe bedroht.)

Mathias: Du bist spät dran heute, was ist los?

Nein! Nein warte.

Warte! Ich kann alles erklären.

Nein. Bitte. Bitte sei vernünftig.

Ich werde alles aufklären.

Ich werde ihnen sagen, dass es nicht dein Fehler war.

Dass du der einzige warst, der damals korrekt gehandelt hat.

Ich werde alles auf mich nehmen.

Ich werde die Konsequenzen tragen.

Sag was.

Bitte!

Bitte sag was.

Nein! Nein. Nicht...

Ausmisten

(Im Kleintierstall)

Mathias: Ihr habt es gut. Bekommt euer Futter, eure Streicheleinheiten; umsonst.

Ich muss schmieren; lügen, damit sie mich auch nur ertragen.

Wäre lieber hier, morgen, bei euch, am Ausmisten, statt den Dreck für die da oben zu machen.

Könnte gleich eine Münze werfen. Sind beide ihr Geld nicht wert.

Können beide nicht übergangen werden.

Nicht der Gerhard. Zu gefährlich. Er könnte dummes Zeug sagen.

Nicht der Henry. Wegen, was er weiss. Dem Gewissen.

Platzmachen

Gerhard: Und, wie fühlt man sich so auf dem Weg zum Schafott?

Henry: Zum Schafott?

Gerhard: Tue nicht so naiv. Du weisst ganz genau um was es geht.

Einer von uns beiden fliegt; macht Platz für den Neuen.

Einer darf bleiben. Muss den Alten weiter ertragen.

Schätze, meine Karten stehen besser.

Hast du überhaupt etwas gelernt?

Henry: —
Gerhard: Sag was.
Henry: Ich hab Französisch gehabt. War im Welschland.
Gerhard: A. Ja., vor fünfundzwanzig Jahren. Nichts hast du, rein gar nichts.
Ich hab eine Ausbildung, habe einen Abschluss im Sack.
Und notfalls, weiss ich mich zu wehren.
Und du? Du hast gar nichts: weisst nichts; weisst noch nicht einmal um was es geht.
—
Sag was.
Henry: Ich gehe ins Englisch
Weiss mich auch zu wehren.
Gerhard: Und weshalb bist du dann nicht im Export beschäftigt? Die suchen ja ständig nach internen die Englisch können.
Und wie willst gerade Du dich wehren?
Henry: —
Da waren Ungereimtheiten in der Kasse, als Mathias und ich noch im Lager beschäftigt waren.
Gerhard: Und die hat er Verschuldet?
Henry: —
Sie wurden mir angelastet.
Gerhard: Aha.

1. Abklärung

Mathias: Setzen sie sich.
Gerhard: Ich sitz den ganzen Tag.
Mathias: Ausser bei Ihren vielen Rauchpausen.
Gerhard: —
Mathias: Sie wissen, dass die Einführung der neuen Unternehmenssoftware vom Anwender einiges Verlangt? Vor allem auch die Bereitschaft dazuzulernen; auch nach Arbeitsschluss.
Gerhard: Der Henry sucht noch heute jeden Morgen nach dem Startknopf; braucht eine Ewigkeit um das System hochzufahren.
Mathias: Sie haben den Handel an einer privaten Schule gemacht, im Fernstudium, haben keinen anerkannten Abschluss?
Gerhard: Der Henry hat überhaupt keinen Abschluss.
Mathias: Hat er nicht? Er hat jedoch langjährige Erfahrung mit den Produkten; war schon in der Firma, bevor er hier ins Verkaufsbüro wechselte.
Gerhard: Ich weiss, dass er nichts hat.
Mathias: So?
Sie können gehen.
Gerhard: —
Mathias: Haben Sie gehört? Sie können gehen.
Es ist noch nichts Entschieden.

2. Abklärung

Mathias: Setzen sie sich.

—

Herrgott, irgendwo.
Sie wissen um was es geht?

Henry: — (Achselzucken)

Mathias: Sie haben die Situation mitbekommen um die neue Unternehmenssoftware und die damit verbundenen Veränderungen, haben Sie?

Henry: Ja.

Mathias: Ich habe mich für Sie eingesetzt. Hab geschaut ob sie vielleicht ins Lager zurückgehen können. Ich konnte leider nichts machen. Die müssen selber einen ihrer Mitarbeiter ersetzen; durch einen, welcher die neue Software kennt.
Sie verstehen das?

Henry: —

Mathias: Sie haben keine eigentliche Ausbildung im kaufmännischen Bereich oder in der Computer-Anwendung?

Henry: Ich lerne zur Zeit Englisch.
Man hat mich damals ins Büro geholt.

Mathias: Vorübergehend. Es war eine Notsituation.

Henry: Ich werde keine Arbeit mehr finden, ohne Ausbildung.

—

Und da ist auch noch dieser Vorfall im Lager, von damals.

Mathias: Das wissen nur wir beide. Das wird niemand erfahren.
Es wird nichts davon in Deinem Zeugnis stehen. Nur Gutes. Das weisst Du.
Das werden wir nicht weitersagen. Das behalten wir für uns.
In deinem Interesse; im Gegenseitigen.
Ich habe immer zu dir geschaut. Das solltest Du wissen.
Du bist Kooperativ, oder?

Henry: —

Mathias: Es ist noch nichts entschieden.

—

Verstanden?

Henry: —

Mathias: Der Gerhard hat auch nicht mehr zu bieten. Ausser seinem grossen Maul.
Du kannst gehen.

Dreck

(Im Kleintierstall)

Mathias: Fressen, Fressen, Fressen, sich streicheln lassen und dann alles vollscheissen.
Und was kommt zurück? Nichts; nichts als Dreck.
Das bisschen Fleisch, die paar Eier; könnte ich mir auch im Laden kaufen; bekäme dafür noch ein freundliches Wort, ein Dankeschön.
Scheiss Unternehmenssoftware. Sollen die, welche sie wollen, den Dreck doch selber machen; selber entscheiden wer gehen muss.
Die kennen ja deren Qualifikationen, was sie Wert sind; so gut wie ich.
Dreckspack. Erpressung: Das ist Erpressung. Der Dank für meine Grosszügigkeit.
Hab immer zu ihnen geschaut, ihnen immer mehr gegeben als sie verdient haben.
Und jetzt das.
Schon gut, hab es nicht so gemeint; braucht nicht so dreinzuschauen; tut mir leid.

Entscheidung

Mathias: Ich weiss, Sie haben eine Ausbildung; weiss, Sie können gut reden; und, Sie sind noch jung.
Es sind gerade diese Eigenschaften, die mich dazu bewogen haben, Sie gehen zu Lassen.
Dazu kommt noch, Sie haben hervorragende Bewertungen. Ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt stehen daher um einiges besser als...

Gerhard: Erzähl keinen Scheiss. Keine Firma gibt ihre guten Mitarbeiter weg und behält die Schlechten. Es könnte die oben interessieren, was du machst. Die Ungereimtheiten in der Kasse. Wo der Henry seinen Kopf hinhalten musste.

Mathias: Gerhard.

Gerhard: Ich bleibe.
(Gerhard steht auf und geht.)

Mathias: Gerhard.
Gerhard! Setzen Sie sich.
Bleib hier.
(Gerhard setzt sich wieder)

Letzte Entscheidung

(Mathias verlässt das Besprechungszimmer. Geht zum Büro.)

Mathias: Der Gerhard wird bleiben. Er hat eine Ausbildung, kennt sich aus mit Computern, kann gut reden; alle Eigenschaften welche heutzutage gefragt sind. Erfahrung, so leid es mir tut, es zu sagen, zählt heute halt nicht mehr so viel. Du verstehst?

Henry: Du hast gesagt, dass er auch nicht mehr zu bieten hat als sein grosses Maul.

Mathias: —
Ich habe es mir nicht leichtgemacht.
Ich werde noch einmal alles versuchen, damit du vielleicht doch noch in der Firma bleiben kannst. Halt einfach auf einer anderen Abteilung, mit einer anderen Arbeit. Der Arbeiter im Hof muss ersetzt werden. Er wird pensioniert. Eine Arbeit welche noch nicht am Computer erledigt werden kann.
Vielleicht lässt sich da etwas machen?
Können wir so verbleiben?

Henry: —
Dann möchte ich doch lieber gehen.
Ich möchte gerne, dass der Vorfall damals im Lager, von oben geklärt wird.
Ich möchte unbelastet von hier weggehen.

Mathias: Das möchtest Du nicht wirklich Henry. Oder?

Henry: —
Ich habe nichts mehr zu verlieren, ausser meiner Ehre.

Mathias: —
Warte.

Letzte Entscheidung verzögert

(Mathias verlässt das Büro. Geht zum Besprechungszimmer.)

Mathias: Der Henry will, dass der Vorfall, damals im Lager, von oben geklärt wird. Er möchte die Schuld nicht auf sich sitzen lassen.

Gerhard: Wird dir schlecht anstehen.

Mathias: Es war nicht ich der das Unrecht begangen hat, es war jemand anderer, jemand der Inzwischen pensioniert ist. Ich wollt es damals nur nicht an die grosse Glocke hängen; damit die Abteilung nicht in einem schlechten Licht dasteht. Womöglich, alle Mitarbeiter, darunter zu leiden haben. Du verstehst das?

Gerhard: —

Mathias: Ich appelliere an deine Vernunft.

Gerhard: —

Mathias: Henrys Sicht von dem was damals abgelaufen ist, ist reine Einbildung. Er glaubt immer, dass man ihm böse will. Du kennst ihn ja.

Gerhard: Dein Problem.

Mathias: Da muss doch so etwas wie Anstand in Dir vorhanden sein; Verantwortungsgefühl gegenüber dem Schwächeren.

Gerhard: Das musst gerade Du sagen. Du hattest damals die Verantwortung. Du hättest es melden müssen, anstatt es einem, Schwächeren, anzulasten. Du trägst daher die Verantwortung, Du trägst die Konsequenzen. Das heisst. Warum gehst eigentlich nicht du?

Mathias: —

Warte hier.

Letzte Entscheidung erneut verzögert

(Mathias verlässt das Besprechungszimmer. Geht zum Büro.)

Mathias: Hab mit dem Gerhard zu sprechen versucht. Es tut mir leid. Es lässt sich nichts machen. Du weisst ja wie er ist. Er lässt nicht mit sich reden. Hat am Schluss immer die Oberhand. Ich möchte dich bitten wegen dem Vorfall damals im Lager nicht nach oben zu gehen. Es würde mir Schaden zufügen. Nicht nur mir; dem ganzen Team von damals; es sind immer noch einige davon dabei. Ich kann auf deine Loyalität zählen, Henry?

Henry: —

Mathias: Ich kann es nicht zulassen, dass dem Team von damals, im Nachhinein, Schaden zugefügt wird. Ich muss mich gegen dich stellen, falls du die Sache oben zur Sprache bringst. Du verstehst das?

Henry: —

Mathias: Ich bin mir sicher, dass auch deine ehemaligen Arbeitskollegen sich das nicht Gefallen lassen würden. Was meinst Du?

Henry: —

Mathias: Sag bitte etwas Henry.
Schau mich an.

Henry: — (Schaut weg)

Mathias: Warte hier.
(steht auf und geht zur Türe; öffnet sie)

Letzte Entscheidung besiegelt

(Draussen steht Gerhard. Er hat vor der Türe gelauscht.)

Gerhard: Sieh doch von der positiven Seite. Du durftest hier für einige Jahre eine qualifizierte Arbeit machen, hast gute Bewertungen erhalten, einen rechten Zahltag, gehst nicht als Hilfsarbeiter. Solltest dankbar sein dafür. Es hätte auch ganz anders kommen können... Die hätten dich schon damals nach dem Vorfall im Lager entlassen können, hätten sie?

Henry: —

Gerhard: Sag was.

Henry: —

Mini-Drama "Weg" Auf You Tube

Sprecher:
Anja Rüegg
Daniel Hölzinger
Julian Laybourne
David Martinez Morente

<https://youtu.be/4lq3EK763eE>

ankündigung

heiterheller himmel unbewegt
der see graublaues wasser ebenso
sanfte hügel langgezogen grün in grün
shilhouetten von bäumen auf den kopf gestellt
spiegeln so weisweiche wolken im graublau des sees
auf dem wasser ein heller streifen eine verletzung
in der entfernung der himmel eine melange von dunkel
und hell ringen bedrohlich werfen schatten
ein glockenschlag ein warnruf erinnert
an den lieben menschen nah dem turm
so fern der himmel der see schweigen
vorboten von unglück

T S U N A M I

U n t e r d e r B r ü c k e

Sie war bei der Arbeit, als es geschah, im Landesinnern; hatte ein Kundengespräch. Jemand stürzte ins Sitzungszimmer und rief, dass die Erde gebebt habe. Die Person sagte in ihrer Aufregung nicht einmal genau wo. Sie spürte instinktiv, es musste die Gegend sein, in der sie zu Hause war. Und da war noch etwas, das sie spürte. Da war dieses Gefühl von Verlassenheit, als wäre sie von nun an ganz allein, allein auf sich gestellt; als wäre die Verbindung zu ihrer Familie abgerissen. Das Gefühl wurde immer stärker in dem Wissen, dass ihre ganze Familie, die gesamte Verwandtschaft, ihr soziales Umfeld in derselben Gegend, im selben Ort, ja in derselben Siedlung von Häusern lebte und arbeitete – nahe dem Meer, welches ihr aller Auskommen sicherte. Als sie dann in den Nachrichten erfuhr, dass das Beben ein Seebeben gewesen war, ein Tsunami, der riesige Wellen auf das Land geworfen hatte, wurde das Gefühl zur Gewissheit: Sie war ganz allein auf dieser Welt.

Als Freiwillige gesucht wurden für die Organisation im Lager, für das Betreuen der Tsunamiopfer, hat sie sich gemeldet. Sie hat sich diese Arbeit nicht ausgesucht; sie war eine Alternative zum Nichtstun im Lager. Sie kann nicht nichts tun. „Es ist nicht ihre Art, nichts zu tun“, hätte ihre Familie gesagt – würde sie sagen, wenn sie noch da wäre. Sie kann nicht zurück zu ihrer Familie. Es ist keine Familie mehr da.

Es sah so aus, als würde sie ihre Arbeit gut machen. Eine Stelle als Sozialarbeiterin wurde frei, für die Betreuung von Obdachlosen. An eine Löwenbändigerin hätten sie gedacht für diese Arbeit. Dass sie ihnen empfohlen worden sei.

Weil sie Zähne zeigen könne, wegen ihres einnehmenden Lachens hätten sie sie genommen, hatte eine Kollegin aus dem Lager neidisch gemeint. Ob ihre Zähne, ihr Lachen irgendjemanden beeindrucken könnten, hat sie sich gefragt. Sie können es nicht, wurde ihr bestätigt, von einem Obdachlosen unter der Brücke – dem mit den guten Schuhen. Sie gibt nicht auf; sie zeigt weiterhin Zähne.

Stille, ab und zu unterbrochen vom Gekreisch einer Möwe, vom Rattern eines Zuges über Schwellen. Schritte: leichtfüßig, über steinigen Untergrund. Unrat überall: Zigarettenkippen, Lebensmittelverpackungen, gebrauchte Zeitungen; leere Flaschen neben halb vollen, in den Händen von gesichtslosen Gestalten, schmutzig, zerzaust, in filzige Decken, speckige Schlafsäcke gehüllt; sitzend, liegend, auf Unterlagen aus Karton. Das Zuhause: rostiges Eisengestänge; verwinkelt, vernetzt, zusammengehalten von riesigen Schrauben und Muttern. Der Ausblick: der Himmel, grau; das Wasser, schwarz. Licht: von Laternen, Kerzen, einem kleinen Feuer. Wärme: naht.

Mit ihrem Knautschgesicht, den hinter wulstigen Lidern verborgenen Augen und dem widerspenstigen zotteligen Haar hätte man sie leicht für einen der von ihr zu Betreuenden halten können. Wäre sie dick eingepackt in Wolldecke oder Schlafsack und mit einer halb leeren Weinflasche

in ihren fleischigen Händen an einem der Betonsockel angelehnt, welche die eisernen Brückenpfeiler halten: Es wären keine Zweifel aufgekommen, dass sie zu den Obdachlosen gehört, die den Platz unter der Brücke ihr Heim und den Himmel über ihnen ihr Dach über dem Kopf nennen. Ihr kräftiger, sportlicher Körper, der geschickte Gang, mit welchem sie sich über den steinigen Untergrund bewegt, und vor allem ihr einnehmendes, strahlendes Lachen, bei welchem sie ihre gesunden, weissen Zähne zeigt, geben zu verstehen, dass sie keine von ihnen ist. Und dennoch scheint es, als gehöre sie hierher.

Er sitzt eingeknickt, angelehnt an einen der Betonsockel, eine halb leere Weinflasche in der Hand. Sein Handrücken ist übersät mit einem Ekzem, auch sein Gesicht. Seine Augen sind halb geschlossen, die Pupillen glasig. Er trägt einen verfilzten Vollbart. Sein schmaler Mund ist zusammengepresst, als weigere er sich, die verfaulten Zähne zu zeigen. Langes, strähniges, fettiges Haar fällt auf den Kragen seines schmutzigen grauen Mantels. Es war einmal ein teures Stück gewesen, verrät das Etikett, das immer noch am Ärmel befestigt ist, wenn auch nur noch an einem dünnen Faden. Das einzig Ordentliche an ihm sind seine Schuhe. Sie glänzen im Licht der Laterne, sind sauber geputzt, poliert sogar.

Kei schaut in das freundliche Gesicht der Frau. Er spürt das Verlangen, es einzuschlagen.

Ayaka sieht in das verhärmtete Gesicht des Mannes. Sie spürt das Verlangen, Licht in das Gemüt dahinter zu bringen. Sie geht auf den Mann zu.

„Mach, dass du wegstommst, du hast hier nichts verloren“, sagt Kei. „Und lass das verdammte Grinsen.“

Ayaka bleibt stehen, schliesst den Mund, damit er ihre Zähne nicht mehr sehen kann.

„Und“, sagt Kei, „hast du nicht verstanden?“

„Ich kann nicht weggehen“, sagt Ayaka, „hier ist mein Arbeitsplatz. Ich bin die neue Gassenarbeiterin. Ich habe den Auftrag, nach Ihnen und Ihren Kollegen zu sehen. Brauchen Sie etwas, Essensbons, Medizin oder einfach nur jemanden, der Ihnen zuhört?“

„Nein, ich brauche nichts“, sagt Kei. „Verschwinde; es gibt auch nichts zu erzählen, ich bin nicht der Märchenonkel. Mach, dass du wegstommst. Die sollen die junge Hübsche von früher wieder herschicken. Da gab es wenigstens etwas Anständiges anzuschauen.“

„Sie ist nicht mehr hier“, sagt Ayaka. „Sie ist in ihr Dorf zurückgegangen, hilft dort beim Aufräumen, beim Wiederaufbau. Hilft ihrer Familie, nach dem Tsunami.“

„Dann geh du doch auch“, sagt Kei. „Hilf deinen Leuten, anstatt hier rumzulabern. Die können dich dort besser gebrauchen als wir hier.“

„Dorthin, wo ich herkomme, kann man nicht mehr zurück“, sagt Ayaka, „da ist nichts mehr; da ist niemand mehr, auch keine Familie. Auf Wiedersehen. Einen schönen Abend noch“, sagt sie und wendet sich einem der anderen Bewohner unter der Brücke zu.

Kei verkriecht sich unter seiner Decke.

Er hatte sich seine Beschäftigung nie ausgesucht. Autohändler ist er geworden, weil sein älterer Bruder jemand Willigen, Billigen brauchte, um die Autos auf Hochglanz zu polieren, die er an den Mann, an die Frau zu bringen versuchte. All das Waschen und Polieren hat nicht geholfen, den Schrott zu verkaufen, also hat sein Bruder sein Heil im Jenseits gesucht, ist von der Brücke gesprungen; hat ihm seine Autos, seine Schulden vermacht. Er hat das Erbe angenommen, ist aber selbst auch nicht hingekommen damit. Er hat Drogen genommen statt von der Brücke zu springen, wäre seinem Bruder auf diese Weise gefolgt. Die Brüder, die Barmherzigen, hatten anderes im

Sinn; haben ihn davor bewahrt, haben ihn dem Tod entrissen; ihm den Teufel aus dem Leib getrieben, den lieben Gott hineinbugsiert. Er durfte sich nun Priester nennen; war jetzt willige, billige Arbeitskraft für seine Brüder, arbeitete für Gottes Lohn. Hat deren Weinkeller leer gesoffen, wurde exkommuniziert. Was ihm blieb, nun illusionslos, waren der Kaschmirmantel seines Bruders, seine guten Schuhe – in welchen er vergeblich versucht hatte, die Kundschaft vom Kauf seiner Autos zu überzeugen – und ein Schlafplatz unter der Brücke. Und jetzt glaubt diese Sozialtante, sie könne ihm die Erlösung bringen, indem sie ihm ihre weissen Zähne zeigt.

„Was suchen Sie hier um diese Zeit?“, fragt Kei.

„Gestern Abend war es noch Du“, sagt Ayaka. „Sie dürfen ruhig dabei bleiben. Ich komme aus einer Familie von Fischern, bin das Frühaufstehen gewohnt. Ich habe mein Frühstück mit zur Arbeit genommen, wie das so üblich ist bei uns. Es reicht auch für zwei.“ Ayaka streckt Kei die Tüte mit den noch warmen Brötchen hin. Kei greift zögerlich mit seiner verkrusteten Hand in die Tüte und nimmt sich ein Brötchen, brummelt etwas in seinen Bart. Ayaka schraubt den Becher von der Thermosflasche ab, öffnet den Verschluss. Der Duft von frisch gebrühtem Kaffee erfüllt die Luft. Ayaka füllt den Becher und reicht ihn Kei. Sie schaut ihm dabei ins Gesicht, lächelt, setzt die Thermosflasche an und nimmt einen Schluck. Kei nippt vorsichtig am Becher. Seine Gesichtszüge verändern sich, fast unmerklich. Er dreht den Kopf zu Ayaka.

„Die Bohnen habe ich selbst gemahlen, heute Morgen, und den Kaffee frisch aufgebrüht. Schmeckt gut, nicht?“, sagt sie. „Ich habe Kaffee bis vor Kurzem nicht gekannt, nur Tee. Da, wo ich herkomme, kennt man nichts anderes. Ich mag es, Neues auszuprobieren. Wie ist das bei Ihnen?“

„Das habe ich hinter mir. Hat nichts gebracht. Ich versuche nichts Neues mehr. Das ist endgültig“, sagt er, als Ayaka ihn fragend anschaut.

„Nur der Tod ist endgültig“, sagt Ayaka. Sie sieht dabei nachdenklich auf das Wasser. „Ich sehe Leben“, fährt sie nach einiger Zeit fort, schaut dabei Kei ins Gesicht. „Solange man am Leben ist, gibt es immer wieder einen Neuanfang, etwas Neues auszuprobieren.“

„Dazu braucht es erst eine Chance“, sagt Kei. „Für Leute wie uns, ganz unten, gibt es die nicht.“

„Ich habe eine Chance erhalten“, sagt Ayaka. „Ich war ganz unten. Hab meine Familie verloren, meine Existenz; ich musste aber etwas dafür tun, für die Chance. Ich habe mich aufgerafft, guten Willen gezeigt, Bereitschaft.“

„Ich habe auch guten Willen gezeigt, Bereitschaft“, sagt Kei. „Es hat nichts gebracht – ausser Ausbeutung. Sowieso, um etwas tun zu können, braucht es Unterstützung, jemanden, der einem Gutes will; so etwas gibt es nicht, nicht für Leute wie uns.“

Ayaka schaut ihn an, zeigt ihm ihr Lachen, ihre weissen Zähne. Sie sagt: „Die gibt es schon, man muss sie nur annehmen können.“ Sie steht auf und geht, sagt: „Bis morgen.“

Ayaka nimmt Kei den Becher ab. Sie schaut dabei auf seinen Handrücken, das Ekzem; sagt: „Ich habe Ihnen etwas mitgebracht.“ Sie langt in ihre Umhängetasche, nimmt ein Töpfchen heraus und schraubt den Deckel ab, stellt es auf den Boden. Sie nimmt Keis Hand in die ihre und greift mit der anderen in das Töpfchen, sagt, während sie die Salbe auf seinem Handrücken verstreicht: „Ich darf das zwar nicht, dafür haben wir ausgebildete Sanitäter, aber die Hälfte von ihnen fehlt zurzeit, ist immer noch im Einsatz im Katastrophengebiet, hilft den Menschen dort. Ich kenne die Salbe und weiss, wie sie anzuwenden ist, habe sie dem Grossvater jeweils aufgetragen. Da, wo ich herkomme, macht die Familie so etwas selbst. Ich habe keine Familie, niemanden mehr, dem ich beistehen kann, also müssen Sie jetzt halt herhalten.“ Ayaka will ihm die Salbe auch im Gesicht

auftragen. Kei weicht zurück.

„Das kann ich selbst“, sagt er.

„Dazu braucht es die Hand einer Frau“, insistiert Ayaka, „das funktioniert sonst nicht. Zudem sollten Sie Ihre Hände ruhig halten.“ Sie verteilt die Salbe vorsichtig auf seinem Gesicht. „Sie waren sicher einmal ein attraktiver junger Mann“, sagt sie. Und nach einer Weile: „Es wäre besser, der Bart wäre ab, damit wir überall hinkommen. Überlegen Sie es sich, ich werde morgen eine Schere mitbringen.“

In den darauffolgenden Tagen trägt Ayaka Kei täglich frühmorgens die Salbe auf und schneidet die Bartstoppeln nach. Eines Tages hat sie einen Spiegel dabei und reicht ihn ihm. Kei nimmt ihn entgegen, legt ihn in seinen Schoß. „Ich werde Sie nun allein lassen“, sagt Ayaka, „von morgen an werde ich wieder am Abend vorbeikommen, sodass ich mich auch um die Langschläfer hier kümmern kann.“

Liebe Ayaka

Ich habe mir das Wesen, das seinen Weg in mein Herz findet, wenn überhaupt, ganz anders vorgestellt. So ... Ich weiss nicht ... so ganz anders halt, mit offenen Augen zumindest. Ich kann Ihre Augen nicht sehen, nur erahnen, schmal und verborgen hinter den Lidern. Was ich sehen kann jedoch, ist Ihr Lachen, und das lässt mich nicht mehr los.

Es ist immer da, wenn wir uns begegnen, und bleibt, wenn Sie gegangen sind, bleibt in meinem Herzen, lässt ihm keine Ruhe – lässt mir keine Ruhe; beschäftigt mich, Tag und Nacht, unentwegt. Es lässt mich an nichts anderes denken als daran, ob sich vielleicht die Besitzerin zu ihrem Lächeln in meinem Herzen gesellt.

Ich weiss nicht ... weiss nicht anders zu fragen ... wollen Sie vielleicht – wollen Sie mich von meinen Qualen erlösen?

Kei – von unter der Brücke

Lieber Kei

Das ist aber eine Überraschung. So ein lieber Brief von Ihnen. Das hätte ich nicht erwartet. Er hat meinem Lachen noch ein Strahlen aufgesetzt.

Ich werde ab und zu auf mein Lachen angesprochen, bekomme Komplimente dafür, auch von Ihren Kollegen unter der Brücke. Doch noch nie hat mir jemand einen Brief geschrieben deswegen; erst recht nicht einen so schönen.

Ich kann nichts dafür, für mein Lachen. Es wurde mir mit auf meinen Lebensweg gegeben, zusammen mit einem entsprechenden Gemüt. Ein grosses Herz dazu.

Es hat mir durch schwere Zeiten geholfen, mich vor dem Schlimmsten bewahrt.

Mein grosses Herz dankt dafür. Es ist weit offen seither, hat Platz darin für viele. Auch für Sie. Jetzt erst recht, wo Sie Ihres geöffnet haben.

Lassen Sie es weit offen, so wie ich meines, und es wird bestimmt jemand den Weg hineinflinden. Jemand, dessen Herz dann nur Ihnen gehört.

Alles Liebe

Ayaka

Kei hält den Brief, den er zu einem Kranich gefaltet hat, in den Wind, lässt ihn ziehen; vergräbt sich unter seiner Decke. Wenn er nach Tagen wieder hervorkommt, ist der Bart nachgewachsen. Er setzt sich auf, schaut in die Ferne, sieht die Sonne am Horizont aufgehen; nimmt Schere und Spiegel und trimmt den Bart.

Die Besuche von Ayaka werden seltener, noch seltener werden ihre Gespräche. Was bleibt, ist ihr Lachen, das Strahlen ihrer weissen Zähne, wenn auch oft nur aus der Distanz – ein Winken.

Regen hat eingesetzt. Ein starker böiger Wind weht; trägt den Niederschlag unter die Brücke. Feuchtigkeit dringt unter Decken, in Schlafsäcke, kriecht in die Knochen der Bewohner. Sie rücken näher zueinander, verkriechen sich unter Planen, welche einige von ihnen besitzen.

„Willst du nicht unter die Plane kommen?“, fragt Kei einen Mitbewohner. „Du holst dir sonst noch den Tod.“

„Was solls, kann auch nicht schlechter sein als das hier.“

„Komm jetzt“, sagt Kei, „oder brauchst du eine schriftliche Einladung?“

„Lass ihn doch“, meint ein anderer, „wo er doch recht hat.“

Kei steht auf. Seine Beine wollen versagen. Er nimmt Plane, Decken und Karton und geht zu seinem Mitbewohner hinüber. Er legt sich neben ihn, deckt sie beide mit der Plane zu.

„Was ist in dich gefahren, magst du ihm den Tod nicht gönnen?“, ruft jemand unter zustimmendem Gemurmel.

„Lasst uns schlafen“, sagt Kei, „wir haben alle zu viel getrunken.“

„Das aus deinem Mund!“, ruft jemand anderes. „Hätte nie gedacht, dass ein Maul voller weisser Zähne einem gestandenen Mann so den Kopf verdrehen kann.“

„Einem gestandenen Mann vielleicht nicht“, sagt Kei, „einem gefallenem schon.“

„Da braucht es bei mir aber mehr als ein einnehmendes Lachen“, kommt es zurück.

„Du hast ihre Hände nicht gespürt“, sagt Kei, „die heilende Kraft ihrer Hände“, leise. „Schlaf jetzt.“

Der Teufel in Luthers Stube

Machtdemonstration des Meisters

Rätselhafte **Entteufelung**

..... zapft die Aktionäre an

toxische Taktik Wohltemperiert

Es gärt im Milchkessi

Ein holpriger Start

Krönung am Königsgerät

Mindestens ein Heiliger

Das tragische Ende eines Glücklosen

Sitzen

Hilflos, verlassen, gezwungen auf den Topf
am Weinen, ungehört, für eine Ewigkeit
auf uringetränkter Matratze, Gedanken breit
Tagträume, Fragen, um das Leben, im Kopf

Auf der kalten Türschwelle, teilnahmslos
sehen kommen, geknickt, gehen, gebrochen
gedemütigt im Klassenzimmer, gedroschen
erinnert an Herkunft, ehr- erbarmungslos

Beklommen in Vorzimmern von Behörden
in Erwartung die Tür geht auf, am Bangen
In Aussicht, auf dem Rücksitz, am Blangen
Ein Auskommen, ein Leben, in Würden

Geschändet, in Trinkerhöhlen, entsetzt
perversen Veranlagungen ausgesetzt

Feilgeboten, entmenschlicht, auf Planken
abhängig, willenlos, stumpf bis ins Mark
Resigniert, alleine, in unwirtlichem Park
ungewollt im Leib, fatale Gedanken

WILLI

Die Geschichte von Willi Willimann

Ein heftiger Windstoss lässt die Blätter an Bäumen und Sträuchern erzittern. Ein Schwarm grosser schwarzer Vögel kreist am bewölkten Morgenhimmel, verfinstert ihn. Eine alte Frau hängt mit Geranien bepflanzte Blumenkästen vom Balkongeländer ab und stellt sie auf den Boden. „Sagst der Mutter einen Gruss, Willi“, ruft sie.

Ein Velofahrer hält an. Er zieht den Reissverschluss seiner Windjacke hoch und fährt weiter. Kleine Kinder laufen, rennen, schlendern zum Kindergarten im Daheim Park. „Willi, Willi, Willima, het viel z grossi Hose a“, ruft eines und läuft schnell weg.

„Einen schönen guten Morgen, Willi“, grüsst ein Gärtner freundlich, der im Stadtgarten Hecken pflegt.

„Wohin willst du, Willi? Die Sachen liegen parat, du brauchst sie nur noch zu bezahlen“, sagt die Kassiererin im Quartierladen.

Er nimmt einen der orangen Einkaufskörbe vom Stapel und geht weiter. Er legt Teigwaren, Fleischkäse und Essiggurken in den Korb und sucht dann nach Vanillepudding. Nachdem er ihn gefunden hat, bleibt er vor dem Gestell mit den Früchten stehen – schaut lange die verschiedenen Apfelsorten an.

„Suchen Sie etwas?“, fragt ihn eine junge Frau freundlich.

„Wie geht das?“, fragt er.

„Das ist ganz einfach“, sagt die junge Frau. „Sie nehmen eines der Plastiksäckchen hier, wählen die Apfelsorte aus, welche Sie möchten, geben die Menge Äpfel, die Sie wollen, in das Säckchen und stellen es dann auf die Waage dort. Dann tippen Sie die Nummer ein, die auf dem Schild hier steht. Es wird dann ein Kleber ausgedruckt, und den kleben Sie auf das Säckchen. Das ist schon alles. Soll ich es für Sie machen?“, fragt sie.

„Nein“, sagt er, „ich möchte es selbst machen.“ Er steht unschlüssig vor dem Gestell, schaut auf die Früchte, fragt: „Kann ich auch Birnen nehmen?“

„Selbstverständlich“, sagt die junge Frau, „Sie nehmen, was Sie wollen.“

Er geht zur Kasse und legt die Sachen auf das Band. „Das sind aber nicht die Artikel, die deine Mutter bestellt hat, Willi“, sagt die Kassiererin. „Sie sind auch teurer.“

Er nimmt einen Fünfliber aus seiner Hosentasche und streckt ihn der Kassiererin hin.

„Dein Sackgeld?“, fragt sie.

Er nickt.

Die Kassiererin zieht die Artikel über den Scanner, schaut ihn aus den Augenwinkeln an.

„Dies ist aber nicht dein Weg nach Hause, Willi“, sagt die Verkäuferin, welche die Pflanzen und Blumen vor dem Laden wässert. „Es ist nicht gerade das Wetter für einen Spaziergang“, meint sie.

„Da hat die Mutter aber keine Freude!“, ruft sie ihm nach, als er den Fussgängerstreifen Richtung Altstadt überquert.

Das geht die Mutter nichts an. Ich darf machen, was ich will, denkt Willi.

Im alten Waschhäuschen in der Unteraltstadt brennt das Licht. Im Innern ist eine Künstlerin dabei, Mosaiksteine zu setzen. Die Frau winkt ihm zu. Er nickt und geht weiter; geht zum See hinunter. Das Wasser ist unruhig, die Wellen gehen hoch, schlagen auf den gepflasterten Uferweg; werfen Schwemmholz, Unrat, einen grossen toten Fisch und glitschige grüne Algen ans Ufer; tranken seine Schuhe und Socken, netzen seine Füsse. Am Himmel kämpfen dunkle und helle Wolken um die Vorherrschaft. Beim Schiffssteg am Gerbiplatz warnt eine blinkende rote Lampe davor, sich auf das Wasser zu begeben. In der Vogelvoliere auf dem Landsgemeindeplatz ruft eine Zwergohreule hinter Maschendraht. Er überquert den Fussgängerstreifen beim Stadthaus. Grosse Regentropfen platzen auf das schmutzige Gelb, fallen schwer auf seinen Kopf. Er steigt die abgetretenen Stufen zum Kapuzinerkloster herauf und geht nach Hause.

Er stellt die Einkaufstasche behutsam auf den Küchentisch und will die Küche gleich wieder verlassen.

„Wo hast du dich so lange herumgetrieben?“, fragt die Mutter und dreht sich um.

„Es hat heute etwas länger gedauert“, sagt er.

„Herumgelungert bist du“, sagt die Mutter. Sie packt die Einkaufstasche aus. „Das sind aber nicht die Sachen, die ich bestellt habe“, sagt sie.

„Ich habe sie heute selbst genommen“, sagt er.

„Ich wollte Äpfel und nicht Birnen“, sagt die Mutter. „Und Pudding kaufen wir schon gar nicht, das ist viel zu teuer, das können wir uns nicht leisten.“

„Ich hab aber gern Birnen, und Vanillepudding hab ich seit meiner Kindheit nicht mehr gehabt“, sagt er. „Ich habe das, was es mehr gekostet hat, von meinem Sackgeld bezahlt. Ich darf das! Ich darf mit meinem Sackgeld machen, was ich will.“

„In diesem Haus sag immer noch ich, was gemacht wird“, sagt die Mutter.

„Der Vater hat gesagt, ich soll mich wehren“, sagt er.

„Der Vater hat gesagt! Der Vater hat gesagt!“, schreit die Mutter. „Komm mir nicht mit dem Vater. Du hast seine Hand nie gespürt“, sagt sie, hebt die ihre und kommt auf ihn zu – kommt ihm ganz nahe.

Er wischt sich die Tränen aus dem Gesicht, steht vom Küchentisch auf und geht in sein Zimmer, wirft sich auf das Bett. Er möchte schlafen – vergessen, was geschehen ist, für immer. Sturmwind rüttelt an den Fensterläden, Regen peitscht gegen die Scheiben; lässt ihn nicht ruhen, wie auch seine Gedanken nicht. Er versucht abzuschalten, an nichts zu denken. Es will ihm nicht gelingen. Er versucht, sich an etwas Schönes zu erinnern. Auch das vergebens. Er lässt sich gehen, denkt stattdessen ans Sterben und dabei an seinen Vater, der so früh verstorben ist, mit nur fünfundfünfzig Jahren, er selbst war noch keine dreissig. Er hat schon als Kind nicht viel von ihm gehabt. Der Vater war immer draussen beim Arbeiten gewesen, weg von zu Hause. Obwohl er schon damals nicht bei guter Gesundheit war. Doch auch wenn er daheim war, war er nicht wirklich da, die Mutter bestimmte die Geschicke. Der Vater musste auf seine Gesundheit achten.

Trotzdem vermisste er ihn, nachdem er gestorben war, auch wenn sie sich nur stumm verstanden hatten, sich nie wirklich nahe waren. Am nächsten noch, als er schon im Sterben lag. Da rief ihn der Vater zu sich ans Bett, schaute mit ihm zusammen alte Fotos an, aus der Zeit, als er noch jung und ungebunden war. Er schwärmte von seinem Leben damals, riet ihm: „Mach nicht dieselben Fehler wie ich, Willi, und falls du dich doch einmal bindest und Kinder in die Welt setzt, kümmer dich um sie. Es tut mir leid, dass ich dir kein guter Vater war, nicht in der Lage war, mich für dich einzusetzen, energischer zu sein zu Hause. Meine Gesundheit hat mir halt keine Aufregung erlaubt.“

Der Vater schenkte ihm ein Sackmesser, das ihm schon als Jugendlicher gehört hatte, und die Taschenuhr, die er zur Konfirmation erhalten hatte. Er meinte, dass er das Messer, da wo er jetzt hingehe, nicht mehr brauche, Zeit keine Rolle mehr spiele. Er legte die Fotos zurück zu den anderen, in die Schuhschachtel, die auf dem Nachttisch stand, vertraute sie ihm an. Sagte: „Das war’s, mein Leben; schön, dass du mich ein Stück dabei begleitet hast. Du musst jetzt deines selbst in die Hand nehmen“; flüsterte: „Lass dir nicht dreinreden, Willi, lass dich nicht unterkriegen – du musst lernen, dich zu wehren.“

Er versteckte die Schuhschachtel mit den Fotos im Geräteschuppen und auch die Taschenuhr, nur das Sackmesser behielt er bei sich.

Fast ein Jahr war vergangen, nachdem der Vater gestorben war, als die Mutter nach den Fotos suchte. Sie brauchte eines für die Karte zum ersten Jahresgedächtnis. Sie stellte das Ganze Haus auf den Kopf, um die Schuhschachtel mit den Fotos zu finden. Sie konnte sich einfach nicht mehr daran erinnern, wo der Vater sie aufbewahrt hatte. Sie fand sie nicht.

Er reichte ihr ein Foto vom Vater, sagte: „Der Vater hat mir die Fotos zum Aufbewahren gegeben.“

Der Mutter passte das Foto nicht. Sie sagte: „Ich suche mir selbst eines aus.“

Er holte die Schuhschachtel aus dem Geräteschuppen, gab sie jedoch nicht aus den Händen. Die Mutter nahm ihm die Schuhschachtel ab, stiess ihn dabei weg. Sie schloss die Schachtel hinterher ins Büffet ein, wo sie das gute Geschirr aufbewahrte, versteckte den Schlüssel. Er wehrte sich, sagte: „Das ist nicht recht, was du da machst. Der Vater hat mir die Fotos anvertraut.“

„Ich bin die rechtmässige Besitzerin der Fotos, als Frau deines Vaters“, sagte die Mutter. „Sie gehören mir! Erst wenn ich einmal tot bin, gehören sie dir; wirst wohl noch so lange warten können.“

Er fängt erneut zu weinen an.

Er hat gewartet. Ein halbes Leben lang, denkt er. Einzige Veränderung waren die Jahreszeiten: das Werden im Frühling, das Weilen im Sommer, das Vergehen im Herbst, das Ruhen im Winter. Einzige Abwechslung: die Arbeit in der Gärtnerei, das Betrachten der Vorgänge in der Natur.

Die Geschwister der Mutter und auch jene des Vaters sind inzwischen alle verstorben. Als Letzter sein Onkel. Er ist erst vor Kurzem beerdigt worden. Er wäre gern zu seiner Beerdigung gegangen – hätte ihn auf seinem letzten Weg begleitet, wäre ihm noch einmal nahe gewesen. Er hat gute Erinnerungen an ihn. Die Mutter erlaubte es nicht.

Er ist ihm trotzdem noch einmal nahegekommen. Er war auf dem Nachhauseweg, hatte Besorgungen gemacht für die Mutter, als er dem Briefträger begegnete. Dieser übergab ihm ein an ihn adressiertes Paket. Das Paket stammte von den Kindern seines Onkels. Er ging mit dem Paket in den Geräteschuppen und öffnete es dort. Es waren Bücher darin. Die Kinder des Onkels hatten die Sachen ihres Vaters geordnet. Dabei waren sie auf Bücher gestossen, die ihrem und seinem Vater gemeinsam gehört hatten. Sie würden sie ihm zusenden, stand auf einer Karte, da sie keine Verwendung dafür hätten und sie wüssten, dass er gern liest. Im Paket war auch noch ein Bündel mit Briefen. Es waren Briefe, die der Vater an den Bruder geschrieben hatte. Er hatte in ihnen immer wieder seine Sorge um Willi geäussert, um seine Zukunft. Der Brief zuoberst war erst kurz vor dem Tod des Vaters datiert. Er erwähnte darin das Gespräch, das er mit ihm geführt hatte, schrieb, dass er ihm gesagt habe, er solle sich wehren, sich nicht alles gefallen lassen. Er drückte seine Bedenken aus, aber auch die Hoffnung, dass es ihm gelinge.

Ein Blitz erhellt das Zimmer, ein Donnerschlag lässt das Fenster erzittern.

~

Der Geruch von nasser Asche liegt in der Luft. Vom alten Holzhaus der ehemaligen Gärtnerei sind

nur noch die russgeschwärzten Grundmauern zu sehen. Arbeiter tragen den vom Feuer ebenfalls schwer beschädigten Geräteschuppen ab, werfen Schutt in eine Mulde. In der Nähe der Brandruine stehen Leute aus der Nachbarschaft. Sie diskutieren das Geschehene.

„Dort haben sie den Willi rausgeholt“, sagt ein älterer Mann und zeigt auf den Schuppen.

„Nicht gerade klug, dort drin Schutz vor dem Feuer zu suchen“, meint eine Frau mit einem Korb am Arm.

„Mir tut die Mutter leid, ich habe sie gekannt“, sagt eine alte Frau mit einem Stock. „Das hat sie nicht verdient. Hat nicht viel vom Leben gehabt; hat schwer arbeiten müssen, seit sie ihren Mann vor dreissig Jahren verloren hat. Hat sich aufgeopfert, sich um das Wohl des Sohnes gekümmert.“

„Traurig“, sagt der ältere Mann, „und jetzt das. Und das alles wegen einer vergessenen Kerze. Hat eine Kerze im Andenken an ihren verstorbenen Mann angezündet und braucht jetzt selbst jemanden, der eine für sie anzündet.“

„Hoffentlich weiss der Bub es zu würdigen, was sie alles für ihn getan hat“, meint die Frau mit dem Stock.

„Wahrscheinlich hat der Blitz eingeschlagen“, mutmasst die Frau mit dem Korb am Arm.

„Reine Vermutung“, sagt ein Arbeiter, der einige angekohlte Holzstücke in die Mulde wirft.

„Möglicherweise kann ja der Willi etwas darüber sagen, wie es gewesen ist“, meint der ältere Herr.

„Kaum“, sagt die alte Frau mit dem Stock.

~

Ein Donnergrollen schreckt ihn aus seinen Gedanken. Er steht auf, nimmt das Sackmesser aus der Nachttischschublade und öffnet die grosse Klinge; geht in die Stube, stösst die Klinge in den Türspalt und bricht die Türe vom Büfett auf. Er holt die Schuhschachtel mit den Fotos heraus und setzt sich auf die Couch, nimmt die Schachtel auf den Schoss.

Obenauf liegt eine Karte mit dem Bild des Vaters aufgedruckt. Die Karte vom ersten Jahresgedächtnis. Er nimmt sie in die Hand, schaut das Bild an. Sie sehen sich sehr ähnlich, der Vater und er. Es ist ihm bis jetzt nicht wirklich bewusst gewesen. Er wühlt in der Schuhschachtel, sucht nach einem Bild des Vaters in jungen Jahren, findet ein Hochzeitsfoto. Obwohl der Vater grösser ist und fester als die Mutter, ist es die zierliche Gestalt neben ihm mit dem resoluten Gesichtsausdruck und dem forschenden Blick, welche das Bild dominiert. Nicht nur das Bild, denkt er; sieht, wie sie sich in der Küche vor ihm aufbaut.

Er hat den Vater und die Mutter nie so nahe beieinanderstehen gesehen wie auf dem Hochzeitsfoto. Doch selbst auf dem Bild scheint ein Spalt zwischen ihnen, als würden sie sich nicht berühren. Beide schauen sehr ernst drein und als wären sie sich fremd. Er hatte sie sich nie lieb haben sehen, nie sich küssen. Er wundert sich, wie er wohl gezeugt worden ist, wo sie sich doch nie nahe waren. Sie war auch ihm nie nahe, die Mutter. Er hat sie nie gespürt, nie eine Frau gespürt, war nie wirklich einer nahegekommen. Am nächsten noch der taubstummen Maria.

Maria war zu ihnen gekommen, nachdem der Vater gestorben war. Sie half im Garten mit; war gekommen, um ihn zu ersetzen. Sie ist dann jedoch schon nach nur kurzer Zeit wieder gegangen. Ihre Eltern würden sie zurückfordern, wurde ihm gesagt. Weshalb, wusste er nicht. Doch sie kam wieder zurück; stand mit einer grossen Tasche vor der Tür, ist bei ihnen eingezogen. Die Mutter war laut gewesen mit ihr, bevor sie sie hereinliess. Er hatte sich gefreut, war froh, sie wiederzusehen. Am Dienstag- und Samstagmorgen hat er mit ihr jeweils Gemüse und Blumen auf dem Landsgemeindeplatz verkauft. Mehr als einmal wurden sie gefragt, ob sie ein Paar seien. Er hätte gerne Ja gesagt, traute sich jedoch nicht. Maria antwortete nicht. Sie konnte nicht sprechen, hatte nicht verstanden – stand da in ihren viel zu grossen schwarzen Gummistiefeln, Verwunderung in ihrem

Gesicht.

Er hat sie nie in anderen Schuhen gesehen als in Stiefeln. Nicht einmal Hausschuhe besass sie. Drinnen lief sie immer in Strümpfen herum. Er mochte ihre Füsse, ihre Waden in Strümpfen. Er bewunderte sie jeweils, wenn er am Feierabend zusammen mit ihr in der Stube auf der Couch sass, seinen Kopf zu Boden gerichtet. Am Anfang war sie am äussersten Ende der Couch gesessen, dann aber rückte sie immer näher, war ihm am Schluss ganz nahe. Näher, als ihm die Mutter je gekommen war, denkt er, bis vorhin.

Dann hat sie es kaputt gemacht, bevor etwas geschehen konnte. Sie hat Maria zu ihren Eltern zurückgeschickt, sagte: „Sie ist ein Luder“, als er sich traute zu fragen, wieso sie wieder habe gehen müssen.

Jetzt war Maria nicht mehr da, niemand mehr da zum Gernhaben ausser den Pflanzen und Blumen in der Gärtnerei, denen er im Stillen sein Leid anvertraute. Ihm blieb nur noch die Arbeit. Er mochte die Arbeit in der Gärtnerei, mochte es, draussen zu sein.

Noch mehr hatte er jedoch die Arbeit in der Gärtnerei gemocht, als Maria ihm noch zur Seite gestanden hatte. Er hatte keinen Hunger mehr, seit sie weg war, ertrug keine Gesellschaft mehr; schlang das, was die Mutter ihn zu essen zwang, herunter, um möglichst schnell wieder nach draussen zu kommen. Er konnte den Ort nicht mehr ertragen ohne sie, konnte die Maria nicht mehr vergessen. Am liebsten wäre er weggelaufen, weit weg, wo er das Haus und die Mutter nicht mehr hätte sehen müssen. Nur – er wusste nicht, wohin, suchte weiter Zuflucht in der Arbeit, in ihrer Gärtnerei, im Alleinsein. Wo hätte er denn auch hinwollen? Was hätte er denn auch anderes machen sollen? Er kannte niemanden, kannte nur die Arbeit in ihrer Gärtnerei. In der seines Onkels hatte er nicht bleiben dürfen.

Der Regen hat aufgehört, das unaufhörliche Prasseln auf den Sims. Dafür kann er jetzt das Regenwasser hören, wie es von der Dachrinne in das Steinbett vor seinem Fenster fällt.

Er sucht das Foto heraus, auf dem er im Garten seines Onkels steht, dem Bruder seines Vaters, bei dem er eine Anlehre als Gärtner gemacht hat. Es war das einzige Mal, dass er von zu Hause weg gewesen war. Der Onkel hatte ein grosses neues Haus. Ein schönes, gemauertes. Er mochte es, mochte sein Zimmer: die geraden Wände, die weissen Tapeten, den Fussboden, der nicht bei jedem Schritt knarrte. Er wäre gern geblieben. Er hatte keine Lust gehabt, wieder in das jahrhundertalte kleine windschiefe Holzhaus zurückzukehren – heim zu seiner Mutter.

Der Onkel mochte ihn. Auf dem Foto steht er neben ihm, hat seinen Arm um seine Schultern gelegt. Er lobte ihn immer, schimpfte nie mit ihm, nannte ihn einen Willigen, einen Guten — hätte ihn gern behalten.

Die Mutter wollte nicht, wollte ihn zurück. „Er wird zu Hause gebraucht“, sagte sie; wies hin auf die schlechte Gesundheit des Vaters. Der Lehrer von der Gewerbeschule sprach mit der Mutter. Es half nichts, sie wollte ihn zurück. Er blieb trotzdem. Er war volljährig, durfte selbst entscheiden. Die Mutter schaltete die Arbeitsbehörde ein, es wurde verlangt, dass er einen üblichen Lohn erhält. Der Onkel konnte nicht bezahlen, schickte ihn zurück zur Mutter. Der Lehrer von der Gewerbeschule setzte sich für ihn ein. Er machte den Vorschlag, dass er sich weiterbildet, weiter zur Schule geht. Es würde sich bei ihm lohnen, meinte er: Er habe den Willen, zu lernen. Aber auch das hat nichts genützt.

Wie schon damals nicht, als der junge Pfarrer, bei dem er den Konfirmandenunterricht besucht hatte, sich für ihn eingesetzt hatte, damit er eine richtige Lehre hätte machen können. Die Mutter wies auf seine schlechten Noten in der Schule hin, ging mit ihm zum Berufsberater. Dieser erklärte ihn als untauglich für eine Lehre und bezweifelte, dass Berufsberatung zu den Aufgaben eines Pfarrers und in den Konfirmandenunterricht gehöre. Lesen als einzige gute Note genüge halt nicht, um eine Berufslehre zu machen, meinte der Berater, er könne ja eine Anlehre machen.

Lesen war das einzige Schulfach, in dem er gute Noten nach Hause brachte. Er liest der Mutter aus der Zeitung vor, seit der Vater gestorben ist. Er hatte es ihr selbst angeboten, es zu tun. Sie hatte es nicht abgelehnt. Der Vater hatte immer nach dem Mittagessen, auf der Couch liegend, der Mutter aus der Zeitung vorgelesen. Nur Lokales jedoch, was ausserhalb passierte, interessierte sie nicht. Er hatte dem Vater gern zugehört beim Lesen. Er hatte eine angenehme Stimme. Sie machte aus ihm etwas Besonderes. Jemand anderen, den er achten konnte; stellte ihn so, für kurze Zeit, über die Mutter.

Der junge Pfarrer erkannte seine Fähigkeiten im Lesen, liess ihn im Religions- und Konfirmandenunterricht oft lesen. Es lachte nie jemand über ihn, wenn er las. Einmal machte ihm sogar ein Mädchen aus der Konfirmandenklasse ein Kompliment, weil er so gut lesen konnte.

Er sucht das Foto von der Konfirmation hervor. Er fällt auf in seinem altmodischen Anzug. Er hatte sich zuhinterst hingestellt; hatte sich geschämt, sich im Anzug zu zeigen, den schon der Vater zur Hochzeit getragen hatte. Die meisten Konfirmanden trugen moderne Kleider. Eines der Mädchen hatte sogar ein Kleid an, das seine Knie zeigte. Ein anderes trug einen Hosenanzug. Der gab hinterher Anlass für viel Gerede. Der Fotograf holte ihn dann nach vorn. „Du darfst dich ruhig zeigen, Willi“, sagte er, „du bist ein Hübscher.“ Alle lachten, ausser der Mutter. Der junge Pfarrer, ihr Religions- und Konfirmandenlehrer, stellte sich dann an den Platz, an dem er gestanden hatte.

Er war ein Netter gewesen. Er hatte sich für ihn eingesetzt; fand in einem Nachbarort einen Lehrmeister, einen Schreinermeister, der gut für ihn gewesen wäre. Einer, der auf die Bedürfnisse der Lernenden einging. Er hätte die Lehrstelle gern angenommen, er mochte das Arbeiten mit Holz. Er war gut gewesen im Werkunterricht. Nur zählten halt die Noten nicht.

Die Mutter lehnte es ab. Der junge Pfarrer kam vorbei, um mit der Mutter zu reden, sie davon zu überzeugen, dass es das Beste für ihn sei, wenn er die Lehrstelle antreten könnte. Die Mutter wollte ihn auf sein Zimmer schicken, nachdem er dem Pfarrer die Türe aufgemacht hatte.

„Weshalb?“, fragte der junge Pfarrer. „Es geht um Willi, um seine Zukunft.“

Die Mutter stellte sich taub, schickte ihn dann in den Geräteschuppen, um das Gartenwerkzeug zu reinigen. „Dem Vater geht es zurzeit nicht gut, da müssen halt alle mit anpacken“, meinte sie, als der junge Pfarrer sie verwundert ansah.

Das Gartenwerkzeug war bereits gereinigt. Er widersprach der Mutter trotzdem nicht, wehrte sich nicht; ging. Der Geräteschuppen war ihm sowieso viel lieber als sein Zimmer. Er hatte dort seine Ruhe, war weit weg von ihr, konnte ungestört lesen; erfuhr, was sonst noch so vor sich ging in der Welt. Die Mutter hat den Geräteschuppen nie betreten. Hin und wieder brachte er ein Vogelhäuschen heim, das er gezimmert hatte, um zu rechtfertigen, weshalb er so viel Zeit im Schuppen verbrachte. Es hingen gleich mehrere davon in der Nachbarschaft.

Die Mutter sagte dem jungen Pfarrer: „Es gibt in der Familie die Möglichkeit für den Buben, etwas seinen Fähigkeiten entsprechend zu lernen.“

Der Pfarrer gab nicht auf. Er fragte, ob er den Vater sprechen könne.

„In diesem Haus sage ich, was gemacht wird“, sagte die Mutter.

„Es gibt da schon noch Wege“, sagte der junge Pfarrer in einem Gespräch zu ihm, nachdem er ihn nach dem Religionsunterricht abgepasst hatte. Dann aber musste der junge Pfarrer gehen. Er habe einen zu freundschaftlichen Umgang mit seinen Schützlingen, wurde gesagt. Er habe ihnen zu wenig von der Religion vermittelt, sich dafür aber in Aufgaben eingemischt, die nicht der Kirche obliegen. Der junge Pfarrer hatte ihnen ins Erwachsenenleben geholfen, sie auf das Berufsleben vorbereitet, sie darüber aufgeklärt, wie das so ist zwischen Mann und Frau. Er hätte gern mehr darüber erfahren. Er wusste nichts über Sex. Er war ausgeschlossen gewesen vom Getuschel auf dem Schulhof darüber, hatte keines der Schmuddelhefte gesehen, die einige der Buben manchmal in die Schule mitbrachten und die sie dann in den Pausen im Verborgenen anschauten. Er gehörte

nicht dazu, war in keiner der Cliques dabei. Er war auch nicht im Abschlusslager gewesen, wo er so einiges hätte mitbekommen können. Die Mutter hatte es nicht erlaubt.

Er fühlt eine Enge in der Brust, steht auf und öffnet das Fenster, um frische Luft hereinzulassen.

Er sucht das Foto hervor vom einzigen Ferienlager, das er hatte besuchen dürfen. Das Foto zeigt ihn und einige der anderen Kinder aus dem Ferienlager auf dem Gipfel eines Berges, ein mächtiges Holzkreuz auf seiner Spitze. Eine karge Steinlandschaft, darin verstreut die Kinder. Er ist nicht sehr deutlich zu sehen, glaubt jedoch, er mache ein zufriedenes Gesicht. Er war zufrieden gewesen damals, erinnert er sich. Er fühlte sich gut so weit weg von zu Hause, genoss es, Teil einer grossen Familie zu sein, wo so viel los war. Er machte immer und bei allem mit. Auch bei den freiwilligen Ausflügen wie diesem hier.

Er weinte, als die Lagerleiterin sich auf dem Bahnhof von ihm verabschiedete; freute sich auf das nächste Jahr. Die Mutter erlaubte es nicht mehr. Zu Hause schwärmte er von alledem, was er erlebt hatte: von den Ausflügen, von anderen Kindern, die er kennengelernt hatte, vom guten Essen, dem Vanillepudding, den es oft zum Dessert gab. Der Vater freute sich für ihn.

Es war der Vater gewesen, der gesagt hatte, man solle es dem Buben doch erlauben, ins Schulager zu gehen, und der sich schliesslich durchgesetzt hatte. Es war das einzige Mal, dass er den Vater mit der Mutter hatte streiten sehen, dass der Vater sich eingesetzt hatte – sich gewehrt hatte für ihn.

Ihm steigen Tränen in die Augen, sein Brustkorb hebt und senkt sich. Jetzt hat er sich halt einmal selbst gewehrt. Sie hätte ihm nicht so nahekommen dürfen.

Die Mutter war beleidigt gewesen, hatte gesagt: „Du hast es zu Hause auch gut. Du bist undankbar für alles, was ich für dich getan habe.“

Er schaut in Richtung Küche, versucht sich zu erinnern, was die Mutter alles für ihn getan hat – lässt den Kopf hängen.

Sein Blick fällt auf ein Foto, das ihn auf einer Schulreise zeigt. Es muss in der zweiten Klasse gewesen sein. Es zeigt ihn mit der Lehrerin, die er in seinen ersten zwei Schuljahren hatte. Sie hatte ihn lieb gehabt. Sie half ihm jeweils, wenn die Schule aus war, in seine Sachen, obwohl er das selbst hätte machen können. Knöpfte ihm die Jacke zu, band ihm im Winter den Schal um und setzte ihm die Strickmütze auf – legte ihm zum Abschied die Hand auf die Schulter.

Das Bild zeigt ihn, wie er einen Cervelat an einem Stecken über ein Feuer hält. Die Lehrerin kauert neben ihm. Sie hat ihren linken Arm um seine Taille gelegt, führt mit ihrer rechten Hand seinen Arm mit dem Cervelat am Stecken und schaut ihn mit einem Lächeln an. Ob sie wohl die Mutter gekannt hat?, geht es ihm durch den Kopf.

Es schüttelt ihn beim Anblick des Fotos, der zärtlichen Umarmung; seine Lippen beben. Aus seinem tiefsten Innern kommt ein Schluchzen. Die Mutter hatte ihn weggestossen, er sie nun auch. Er kippt den Inhalt der Schuhschachtel auf den Boden und greift nach dem Foto, das zuoberst liegt. Das Bild zeigt einen kleinen Buben an seinem ersten Schultag. Er trägt viel zu grosse knielange Hosen, gehalten an seinem schmalen Körper nur von ein paar Hosenträgern. Er steht auf und geht zu der kleinen Kommode am Fenster, nimmt die Zündholzschachtel neben der Kerze, die die Mutter jeweils an einem Sonntagnachmittag im Andenken an den Vater anzündet, und nimmt ein Streichholz heraus. Er streicht das Köpfchen mehrmals über die Reibfläche, bis es entflammt; zündet dann, mit zittriger Hand, die Kerze an, hält das Foto an die Flamme und legt es zu den anderen.

ergeben

mein herz hüpfet / wild aufsprühendes wasser

wenn ich dich sehe / wogen heftig bewegt

kann nicht aufhören / fortwährend rauschen

dich zu begehren / sog unaufhörlich

bin dir verfallen / fesselnder see

hab das verlangen / fordern branden

mich gehen zu lassen / sinken fallen

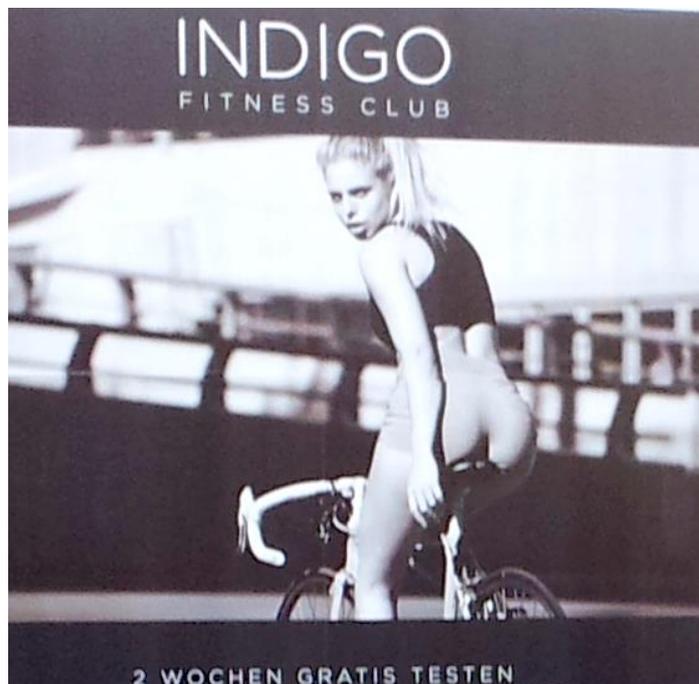
dich zu berühren / klatschen streifen

deinen herzschatz / das auf und ab

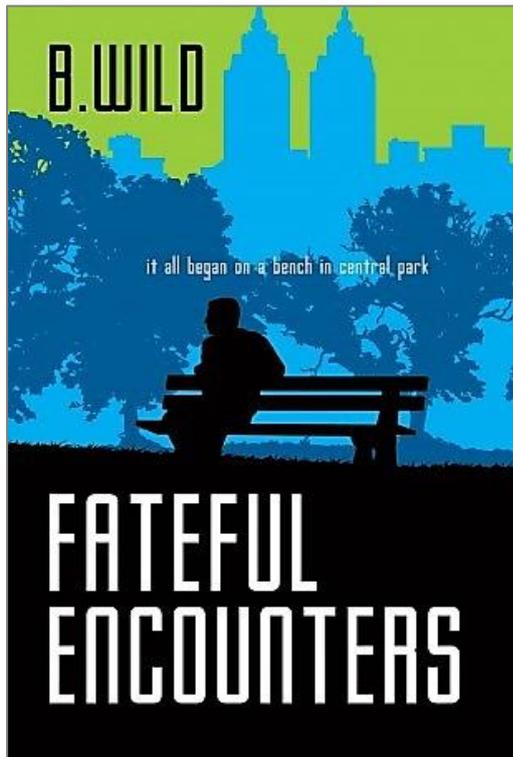
zu spüren / peitschen spritzen kräuseln

mich in dir / besitzergreifende naturgewalt

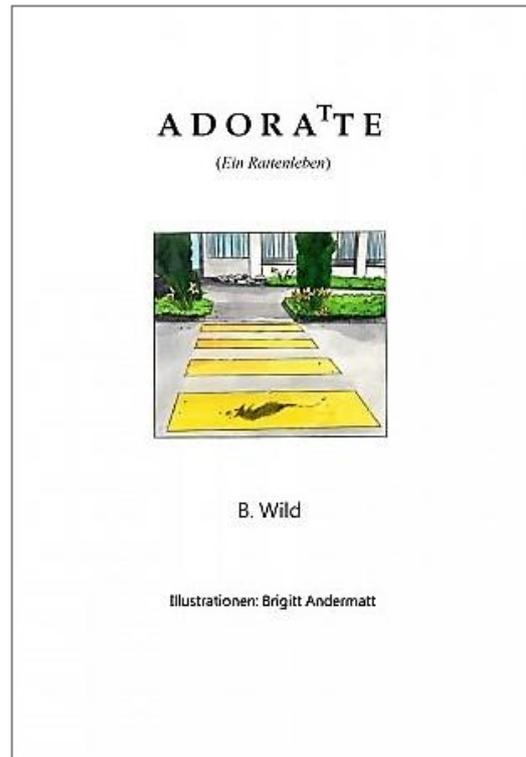
zu verlieren / ergeben eins erlöst



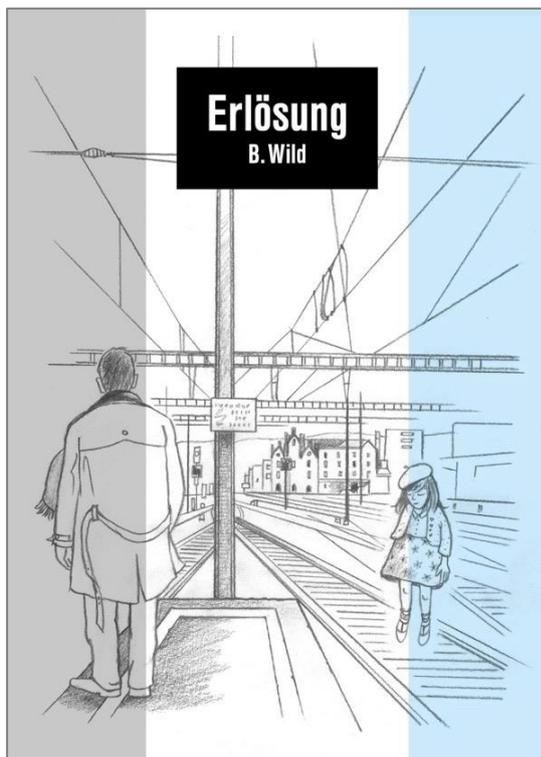
Bisher erschienene Arbeiten von B.Wild



Softback SKU: 978-1-941-96906-9
Hardback ISBN: 978-3-033-05006-8



Softback SKU: 978-1-94196-907-6
Hardback ISBN: 978-3-033-05756-2



Print ISBN: 978-3-95780-086-2
ePub ISBN: 978-3-95780-087-9
PDF ISBN: 978-3-95780-088-6



The Hundred Year Anniversary Sound Project

<https://www.youtube.com/watch?v=Njv89ELUbis>



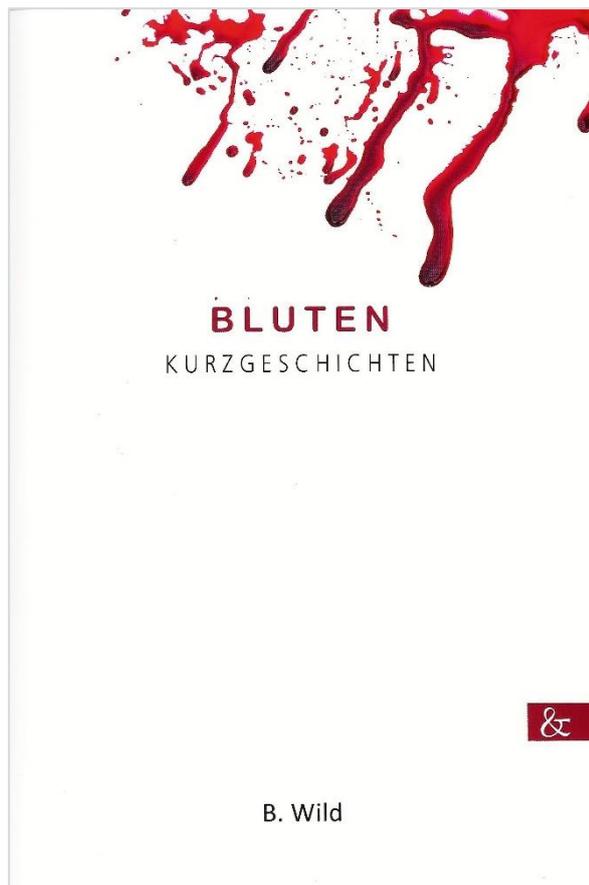
Beerimüli

<https://www.youtube.com/watch?v=NpOfuYdtg11>

Neuerscheinungen im 2019

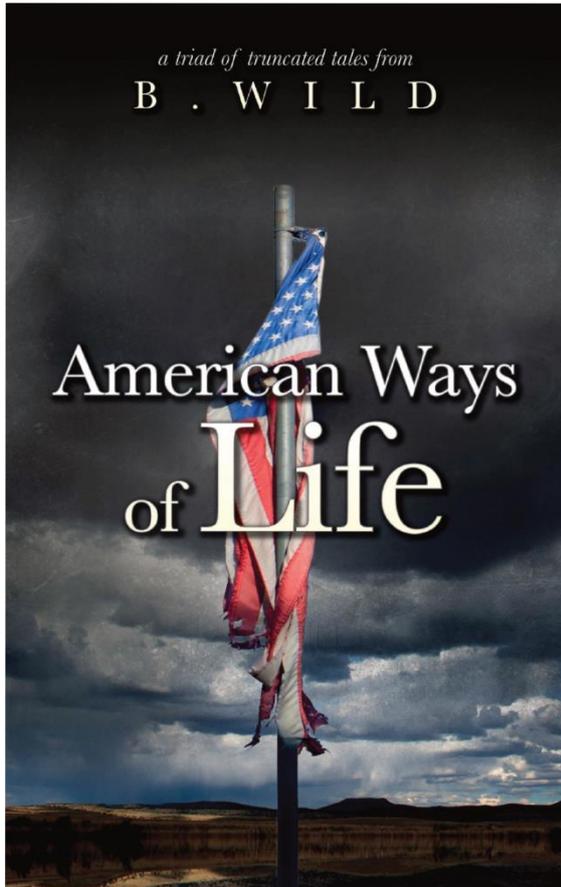


ISBN print: 978-3-95780-155-5
ISBN epub: 978-3-95780-156-2
ISBN PDF: 978-3-95780-157-9



ISBN print: 978-3-95780-170-8

Neuerscheinungen im 2020



ISBN print: 978-3-033-0787-4

ISBN eBook: 978-3-033-0788-1